

»Rassenhygiene«-Diskurs vor 1914



Norbert Herms

Zwischen »schädlichen Einflüssen« und »wertvollen Erbströmen«.

Der »rassenhygienische« Diskurs in Deutschland zwischen 1891 und 1914

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 295 S., € 40,-

Die Ursprünge der »Rassenhygiene« in Deutschland reichen bis in das Wilhelminische Kaiserreich zurück. Diesen frühen biologistischen Debatten in Deutschland widmet sich der Historiker Norbert Herms in seiner Studie über den »rassenhygienischen« Diskurs bis zum Ersten Weltkrieg. Sie basiert auf seiner an der Technischen Universität Dresden angenommenen Dissertation, die am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung entstand.

Als Quellen dienen Herms vor allem Artikel der beiden maßgeblichen »rassenhygienischen« Zeitschriften in diesem Zeitraum, des *Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* von Alfred Ploetz und der von Ludwig Woltmann gegründeten *Politisch-Anthropologischen Revue*. Letztere erfuhr in der Geschichtswissenschaft bislang eine deutlich geringere Aufmerksamkeit, so dass die Studie dazu beiträgt, eine Forschungslücke zu schließen. Die Gelegenheit zu einem Vergleich der beiden Zeitschriften wird in der Studie jedoch kaum genutzt.

Anhand der Methode der historischen Diskursanalyse untersucht Herms spezifische Diskursstränge. Debatten über eine vermeintlich »falsche Humanität« und den Geburtenrückgang analysiert er unter dem Überbegriff der »Kontraselektivität«. Als Diskursstrang »Milieu« fasst der Autor Beiträge über die Rolle von Krieg, Landflucht, Stadthygiene, Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten für bevölkerungspolitische Vorgänge zusammen. Positionierungen zu Forderungen der negativen und positiven Eugenik wie Sterilisationen, Eheverboten und selektiven Fördermaßnahmen ordnet Herms dem Diskursstrang »Blutmischung« zu. Eine breitere Einordnung der genannten Debatten in die internationale Geschichte der Eugenik und gegebenenfalls auch ein Anknüpfen an Konzepte wie den Ansatz der Biopolitik von Michel Foucault oder den des Social Engineering von Thomas Etzemüller wären hier sinnvoll gewesen.

Stattdessen fokussiert Herms auf den Grad der Radikalität der geäußerten Positionen und Forderungen, die er drei abgestuften Analysekatégorien zuordnet: erstens »Sozialpolitik vor »Rassenhygiene«, zweitens »»Rassenhygiene« in bestehenden Wertesystemen«,

welche er als »durch die Bestrebung zur Ausschöpfung »rassenhygienischer« Möglichkeiten in den bestehenden moralischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen gekennzeichnet« (S. 62) definiert, und drittens »Totale Biologisierung«, die »die bestehenden Verhältnisse nicht berücksichtigt, sondern auf völlige Biologisierung und auf einen dafür notwendigen entsprechenden Wertewandel abzielt« (S. 62). Zu Letzterem werden unter anderem radikale Züchtungsutopien gezählt. Diese Kriterien haben zur Folge, dass zentrale Akteure der »Rassenhygiene« wie Alfred Ploetz und Ernst Rüdin der vermeintlich gemäßigten zweiten Kategorie zugerechnet werden.

Auf diesen Radikalitätskategorien aufbauend präsentiert Herms seine Ergebnisse. Gemeinsam war zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen die Kritik an angenommenen »rassenhygienisch« negativen Auswirkungen von karitativem Christentum, demokratischen Gleichheitsprinzipien und liberalkapitalistischer Wirtschaftsweise. In den Wechselwirkungen von Kulturpessimismus und Fortschrittsutopien mit dem Postulat der Wissenschaftlichkeit nahmen »rassenhygienische« Positionen bisweilen den Charakter von quasireligiösen Heilsversprechen an. Jedoch seien die Herausgeber der beiden Zeitschriften jeweils auf einen offenen Austausch bedacht gewesen, was zum Teil die inhaltliche Heterogenität der publizierten Positionen erkläre.

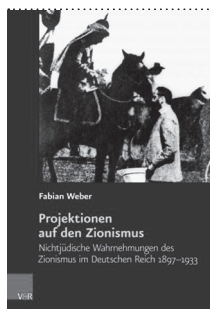
Für diesen Befund dürfte auch die Konzeption der Studie eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben. Seine vergleichsweise offen gefasste Definition von »Rassenhygiene« bei der Auswahl der Quellen ermöglicht es Herms, über die Debatten zu Vererbung und Fortpflanzung im engeren Sinne hinaus noch weitere zeitgenössisch als »rassenhygienisch« relevant verhandelte Aspekte in die Analyse einzubeziehen, die in der historischen Forschung über Eugenik oftmals nur geringe Beachtung finden. Dazu zählen beispielsweise Auseinandersetzungen über die »Selektionswirkung« von Infektionskrankheiten und Stadthygiene. Die Analysekategorie »Sozialpolitik vor »Rassenhygiene« berücksichtigt auch Beiträge von Autoren wie Alfred Grotjahn und Willy Hellpach, die sich für eine Verknüpfung von Sozialhygiene und Eugenik aussprachen.

Der Autor resümiert, dass die Debatten über »Rassenhygiene« bis 1914 keineswegs von den radikalsten Positionen dominiert waren. Vertreterinnen und Vertreter der beiden weniger radikalen Ansätze brachten demnach häufig Gegenargumente und alternative Sichtweisen ein, so dass sich Herms' These einer »komplexen Streitkultur« (S. 252) des »rassenhygienischen« Diskurses vor 1914 bestätigt. Ob die inhaltliche Heterogenität jedoch derart kennzeichnend für diese frühen Debatten »vor dem einschneidenden Erlebnis des Ersten Weltkrieges« (S. 252) war, wie Herms es darstellt, kann mit Blick auf das ebenfalls vielfältige Meinungsspektrum zur Eugenik während der Zeit der Weimarer Republik bezweifelt werden.

Jens Kolata

Fritz Bauer Institut

Projektionen auf den Zionismus



Fabian Weber

Projektionen auf den Zionismus.

Nichtjüdische Wahrnehmungen des

Zionismus im Deutschen Reich 1897–1933

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,

2020, 377 S., € 75,–

Fabian Webers Doktorarbeit untersucht die nichtjüdischen Wahrnehmungen des Zionismus oder genauer des jüdischen Palästina in Deutschland von der Gründung der zionistischen Bewegung 1897 bis zum Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933. Zentrales Ziel der Studie ist es dabei, die »Bilder des Jüdischen« zu beleuchten, die in der nichtjüdischen Zionismusrezeption hervorgebracht wurden, Bilder, »in denen sich nicht allein das Judentum, sondern große gesellschaftliche Zusammenhänge reflektieren« (S. 20). Diese Rezeptionsgeschichte entwirft Weber als integrierte Geschichte.

Er analysiert die »Bilder des Jüdischen« auf drei gesellschaftlichen Feldern, welche die Hauptkapitel der Arbeit darstellen: erstens der imperialistischen Publizistik der 1890er bis 1920er Jahre, zweitens der auf Palästina und den Zionismus referierenden antisemitischen Propaganda der Weimarer Republik und drittens der heilsgeschichtlichen Aufladung von Judentum und Zionismus in der christlich-deutschen Judenmission. Weber kann überzeugend nachweisen, dass auf allen diesen Feldern die Auseinandersetzungen mit dem Zionismus überwiegend instrumenteller Art waren und dass ein Großteil der nichtjüdischen Protagonistinnen und Protagonisten den Zionismus und Palästina als Projektionsflächen für ihr eigenes nationales oder religiöses Selbstverständnis nutzte.

Webers sprachlich ausgesprochen gewandte Arbeit analysiert das zeitgenössische Schriftgut mit der Absicht, dessen Motive und Darstellungsformen zu durchdringen, anstatt es mit dem Gestus der Empörung zurückzuweisen. Zum Verstehen gehört für Weber insbesondere, die Ambivalenz der verschiedenen Autorinnen und Autoren bezüglich ihrer Palästina- und Zionismusbilder herauszuarbeiten und nicht in Eindeutigkeiten aufzulösen. Ihm geht es nicht um den Nachweis, dass jemand Antisemit oder Antisemitin war, sondern um ein Erschließen der Wahrnehmungen und Argumentationsstrategien, die häufig nicht eindeutig sind und sich überdies im Laufe der Zeit wandeln konnten. Für seine Argumentation dringt er dabei tief in eine große Auswahl aus zeitgenössischen Büchern, Aufsätzen und Pamphleten ein, die er schließlich vor dem Hintergrund einer breiten und genauen Kenntnis der Forschungsliteratur analysiert.

Explizit wendet Weber sich gegen Arbeiten, die nach seiner Auffassung die Ambivalenz der nichtjüdischen Zionismusrezeption zu stark vereindeutigen und dem Zionismus eine größere politische Bedeutung zuschreiben, als er tatsächlich gehabt habe. Eindrucksvoll kann er dabei eine fast schon klassische Interpretation entkräften, nach der es gewisse Berührungspunkte zwischen Antisemitismus und Zionismus gegeben habe, die sich aus einem gemeinsamen Interesse an der Auswanderung von Jüdinnen und Juden nach Palästina speisten. Für Antisemitinnen und Antisemiten, selbst für die konservative Rechte, so Weber, war der Zionismus eigentlich nie ein Partner, sondern blieb immer Gegner, auch wenn man sich seiner bisweilen rhetorisch bediente.

Während Webers Arbeit in der unmittelbaren Darstellung und Interpretation der Quellen und Literatur überzeugend ist, fehlen ihr etwas die analytische Ebene sowie eine breitere historische Kontextualisierung. In der ersten Phase seines Untersuchungszeitraums (1890er–1920) war die deutsche Diskussion über Judentum und Zionismus noch in die Bedingungen imperialer Ordnungen eingebunden: Das Besondere des Judentums, dass es nämlich in Kategorisierungen nach Nation, Ethnie oder Religion nicht vollständig aufging, wurde teils noch verstanden, akzeptiert und noch nicht vollständig als »doppelte Loyalität« fehlgedeutet. Erst nach Ende des Ersten Weltkriegs und nach dem Zusammenbruch der imperialen Großreiche wurde Judentum nun vereindeutigt als entweder nationale oder religiöse Einheit – dies wohlgernekt im nichtjüdischen ebenso wie im jüdischen Diskurs. Insofern entsprechen die von Weber als Kapitel 2 und 3 gewählten Themen genau dieser Aufspaltung in ethnisch-national versus religiös einer im ersten Kapitel durchaus noch ambivalenten Einheit.

Eine stärkere Einbindung der Forschung zu den Bedingungen jüdischer Politik und dem Prinzip der »vertikalen Allianzen« im Übergang vom Imperium zum Nationalstaat, wie sie von Salo Baron, Yosef Hayim Yerushalmi, Hannah Arendt, Dan Diner und anderen vorgelegt wurde, hätte auch das Verständnis zionistischer Politik der Jahre 1897 bis 1933 erhellen können. Die zionistischen Akteurinnen und Akteure zielten auf das uneingelöste – ja vielleicht sogar uneinlösbare – Versprechen der Emanzipation. Die realpolitischen Interessen und Ambitionen würden dabei die antisemitisierenden Ideologeme überlagern und an den Rand drängen, eine erfahrungsgestützte Annahme, die erst der Nationalsozialismus grundlegend zunichtemachte.

Ungeachtet dessen hat Fabian Weber eine argumentativ überzeugende und in der Lektüre durchaus fesselnde Arbeit vorgelegt, die das Verständnis der jüdischen Geschichte als Teil der deutschen Geschichte – wenn auch niemals als vollständig integrierter – vertieft und erweitert.

David Jünger
Rostock

Die hohe Kunst der Zeitbeobachtung



Victor Klemperer

Licht und Schatten.

Kinotagebuch 1929–1945

Herausgegeben von Nele Holdack und Christian Löser. Mit einem Vorwort von Knut Elstermann

Berlin: Aufbau, 2020, 363 S., € 24,–

Victor Klemperer liebte das Kino. Es war eine private Leidenschaft, aber sie vertrat sich auch mit seinem Selbstverständnis als Philologe. Vor allem die Verbindung zu Musik und Tanz war für ihn die Essenz von »Lichtspielen«. Besonders gerne mochte er Musicals mit dem Tenor Jan Kiepura, *DIE SINGENDE STADT* (1930) etwa, *DAS LIED EINER NACHT* (1932) oder *MEIN HERZ RUFT NACH DIR* (1934) – er hat sie alle gesehen, manche mehrfach. Die »ganz eigentümliche Schauspielerin, Sängerin und Diseuse« Zarah Leander »mit der tiefen Stimme« (S. 123) wurde von Klemperer aufs Höchste verehrt, er plante, ausführlich über sie zu schreiben (was er nicht realisierte). Mochte ein Stoff auch »abgeleiteter Kitsch« (S. 22) sein, wenn gut gespielt und gesungen wurde oder ein Thema packend dramatisiert war, war er »entzückt« (S. 75, 76, 93, 126), »erschüttert« (S. 25, 65, 122), »beglückt« (S. 44) oder »ergriffen« (S. 72). »Ich bin so gern im Kino; es entrückt mich« (S. 72). Diese Selbstbeobachtung hielt er zu einer Zeit fest, als ihm die politischen Ereignisse bereits existenziell zuzusetzen begannen (am 20. März 1933). Kiepura-Filme waren für das Ehepaar Klemperer somit »Erholung und Ablenkung« (S. 74); aber zugleich waren die Beobachtungen Klemperers über Thema, Inszenierung, Schauspieler und Zuschauerreaktionen alles andere als eskapistisch; immer kommentierte er seine Kinogänge im Tagebuch auf mehreren Ebenen: So kontemplierte er über die Differenz von Humor und Komik, über das Verhältnis von Sentimentalität und Tragik; er räsonierte darüber, wie sich französisches von amerikanischem Storytelling unterschied; er verglich Theater und Kino, oder er spürte dem erkennbaren Einfluss des neuen Mediums auf Romane seiner Zeit nach. Andere Reflexionen Klemperers stellten den Film in eine Reihe mit Warenhaus, Radio und Automobil – den Symbolen der neuen Zeit mit ihren grundstürzenden Auswirkungen auf das Weltbild und die Sozialbeziehungen der Menschen, der einfachen Leute wie der gebildeten Schicht. Klemperer beschäftigten immer auch die Veränderungen des Zeitgeistes, wie sie auf der Leinwand zu Bildern, Gesten und Gefühlen wurden.

Der vorliegende Band hält viel bereit, für Klemperer-Kenner ebenso wie für Neueinsteiger, weswegen er beiden Gruppen empfohlen sei. Erstere kennen die Tagebücher der Weimarer und der NS-Zeit und die Kinoleidenschaft Klemperers aus seinen Lebenserinnerungen; aber in den bisherigen Editionen wurde aus Platzgründen nur rund ein Drittel seiner Filmreflexionen aufgenommen, das meiste wird hier zum ersten Mal publiziert. Auch Leser, die die Klemperer-Welt erkunden möchten, werden gut bedient: Ihnen eröffnet die Auswahl einen Einblick in das Tagebuchwerk insgesamt, denn die Herausgeber haben die Passagen über Filme so in die allgemeinen Aufzeichnungen eingebettet, dass ein Ganzes entstanden ist, keine Collage. Das und der gut proportionierte Anmerkungsapparat, die Bildstrecke und das Filmregister sind zu loben. Ein Widerspruch aber trübt den Eindruck: die Beschränkung auf die Jahre von 1929, dem Übergang vom Stumm- zum Tonfilm, bis 1945. Da die Herausgeber selbst den langen Essay »Das Lichtspiel« von 1912 abdrucken, der zeigt, wie systematisch Klemperer das Phänomen beachtet, ist eigentlich nicht zu verstehen, warum seine Kinoleidenschaft aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ausgeblendet bleibt. Die Memoiren zeugen von der Bedeutung, die er selbst seinem Essay zuschreibt. Er spricht hier sogar von »planmäßigen Studienfahrten« in die Berliner Kinoszene – »und hierbei kam ich mir wie ein Entdecker vor. Und in gewissem Sinne war ich das auch. Meine Studie [...] ist sicherlich eine der frühesten, die in Deutschland unter ästhetischem Gesichtspunkt über das Kino als Kunstinstitut, als gleichberechtigtes Schauspielhaus neben dem Theater geschrieben wurde.«¹

Klemperer hatte dem Medium gegenüber keinerlei snobistische Vorbehalte; er war gefangen von der Kunstform, die er mit Tränen in den Augen genießen konnte, der er aber zugleich auch erkenntnistheoretisch nachspürte: Ihn interessierte, dass die Menschen verkürzend »Kintopp« sagten, die Anbieter aber von »Kinetograph«, »Vitaskop«, »Biophontheater« oder von »Lichtspielen« sprachen. Er beachtete den Ort der Filmvorführungen, die zuerst in Schaubuden und auf Jahrmärkten und erst später in prunkvollen Theaterpalästen stattfanden. Er fragte: Welche sozialen Folgen wird der Film nach sich ziehen, welche Berufe neu schaffen, welche überflüssig machen? Welchen Aufwand an neuer Technik stimuliert die Filmwirtschaft? Welche bekannten Elemente der Ästhetik übernimmt sie? Was bedeutet die durch das Medium angebahnte Internationalisierung des Kunsterlebnisses, das »geistige Zusammenschmelzen der Welt« (S. 102)? Lange vor der NS-Zeit, besonders aber in diesen Jahren, analysierte Klemperer auch die politischen Botschaften, die die Spielfilme ebenfalls transportieren – jene oft mehr als die Wochenschauen,

¹ Victor Klemperer, *Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881–1918*, 2 Bde., Berlin 1996, hier: Bd. 1, S. 577 f.

denen er natürlich ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, denn auch der Propagandafilm war eine Sprache, mit der »das Volk« als einheitliches Kollektiv gezeigt wurde, Diktatoren wie Hitler und Mussolini sich selbst darstellten, politische Ressentiments mit filmischer Rhetorik propagiert wurden. Film und Kino erweisen sich somit als kongenial zur schriftstellerischen Lebensweise Klemperers: Hier schärft er seine hohe Kunst der Zeitbeobachtung. Filme wurden Teil der »Berufsarbeit« und über Jahrzehnte hinweg zum »anregenderen und unentbehrlicheren Genuß, als es vordem das Theater gewesen – bis dann die Politik in ihrer giftigsten Form in

das Kino eindrang und mir seinen Besuch verkelte, lange bevor er mir staatlich verboten wurde«.²

Nicolas Berg

Leipzig

2 Ebd., S. 579.

Anzeige



*Nachrichten und Berichte
aus Kultur und Wissenschaft*
Informationen aus dem Institut
aktuelle Publikationen
• Veranstaltungshinweise
Online-Vorträge

Social Media Angebote
des Fritz Bauer Instituts

Website	fritz-bauer-institut.de
Facebook	facebook.com/fritz.bauer.institut
Twitter	twitter.com/fritzbauerinst
YouTube	youtube.com/fritzbauerinstitutfrankfurt

Mikrogeschichte deutsch-jüdischer Bourgeoisie



Jay H. Geller

Die Scholems. Geschichte einer deutsch-jüdischen Familie

Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von Ruth Keen und Erhard Stölting

Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2020 (amerikanische Erstveröffentlichung 2019), 463 S., € 25,-

In seinem autobiografischen Porträt *Von Berlin nach Jerusalem* bemerkte Gershom Scholem (1897–1982), dass die ganz unterschiedlichen politischen Wege, die er und seine drei Brüder während der Weimarer Zeit einschlugen, das gesamte Spektrum der Optionen widerspiegeln, die dem deutschen Judentum nach dem Ersten Weltkrieg zur Disposition standen. Diese Passage scheint Jay H. Geller dazu angeregt zu haben, die Geschichte der Familie Scholem zu rekonstruieren, vom Jahr 1817, als der Bäcker Marcus Scholem aus der schlesischen Kleinstadt Glogau nach Berlin einwanderte, bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, als die Reste der Familie, die Deutschland zwischen 1923 und 1938 verlassen hatten, sich zwischen Israel und Australien verteilt fanden. Das Buch kann deshalb auf drei verschiedene Weisen gelesen werden: als die Geschichte einzelner Individuen (hauptsächlich die Gershoms, seiner drei Brüder und ihrer Mutter Betty), als eine Familiengeschichte, aber auch als Versuch, die Scholems – eine bürgerliche Berliner Familie – in den Mittelpunkt zu stellen, als eine Art Mikrokosmos, der die Erfahrung des deutschen Judentums vor und nach dem Holocaust widerspiegelt.

Das Buch ist in neun chronologisch aufgebaute Kapitel gegliedert, in denen Geller mit Hilfe einer intensiven Quellenauswertung – insbesondere der Familienkorrespondenz, die im Scholem-Nachlass in der Jerusalem Nationalbibliothek aufbewahrt ist – das soziale, kulturelle und politische Umfeld der Familie Scholem im Berlin des frühen 20. Jahrhunderts, wo Gershoms Vater Arthur Scholem eine recht erfolgreiche Druckerei besaß, akkurat darstellt. Geller verfolgt vor allem das Schicksal der vier Scholem-Brüder: Reinhold (1891–1985), Erich (1893–1965), Werner (1895–1940) und Gerhard. Während die ersten beiden sich entschieden, in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten, nach dessen Tod 1925 sein Geschäft übernahmen und sich eher konventionellen politischen Ideologien annäherten (dem Deutschnationalismus der eine, dem Liberalismus der andere), entschieden sich die beiden jüngeren Brüder für einen weitaus

konfliktreicheren Weg. Werner begann seine politische Karriere als Sozialist, wurde dann eines der wichtigsten Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands und 1924 für diese in den Reichstag gewählt. Im Jahr 1933 wurde er verhaftet und nach sieben Jahren im Gefängnis schließlich ermordet. Gerhard hingegen engagierte sich seit seiner frühesten Jugend begeistert für den Zionismus, nahm den hebräischen Namen Gershom an und machte sich bereits 1923 auf den Weg nach Palästina, wo er zu einem der bedeutendsten jüdischen Gelehrten des 20. Jahrhunderts wurde. Reinhold und Erich traf Gershom zum letzten Mal 1938 in Montreal auf einer Vortragsreise in Nordamerika, als seine Brüder aus Deutschland geflüchtet waren, um schließlich in Australien Zuflucht zu finden. Wenige Monate später schloss sich ihnen ihre Mutter Betty (1866–1946) an, die im März 1939 in Port Said eine letzte Gelegenheit hatte, sich kurz von ihrem jüngsten Sohn zu verabschieden.

Es ist ein besonderes Verdienst dieses Buches, die deutsch-jüdische Diaspora in einer globalen Perspektive zu beleuchten. Ein besonders origineller Beitrag ist im letzten Kapitel zu finden, in dem Geller zeigt, wie Reinhold und Erich ihr Leben in den Vorstädten Sydneys neu erfinden mussten und – nicht immer mit Erfolg – versuchten, verschiedene Handelsaktivitäten zu eröffnen. Ständig kämpften sie mit dem Bedürfnis, sich an die umgebende australische Umwelt anzupassen, und dem Versuch, ihr Selbstverständnis als Deutsche und Juden in einer fremden Gesellschaft neu zu formulieren. Die Narration, die immer wieder zwischen Deutschland, Palästina/Israel und später Australien wechselt, um dem einen oder anderen Familienmitglied zu folgen, erscheint besonders glücklich. Geller gelingt es, das reiche Spektrum der Selbstbestimmungsoptionen darzustellen, die deutsche Juden in der Weimarer Zeit genossen oder zumindest zu genießen glaubten, und warnt davor, deutsch-jüdische Lebenserfahrungen jener Zeit rückblickend teleologisch nur im Zusammenhang des Holocaust zu deuten.

Zweifelloos ist Gellers Buch keine Biografie Gershoms Scholems und will das auch nicht sein. Und doch leistet es, ungeachtet der vielen Publikationen über den Jerusalemer Gelehrten, die in letzter Zeit erschienen sind, auch im Hinblick auf dessen Lebensgeschichte einen originellen Beitrag, indem es neue, interessante Einblicke gewährt, insbesondere in Scholems Studienzeit und, nicht weniger wichtig, in seine *éducation sentimentale*. Da das Schicksal der Brüder Reinhold und Erich fast ausschließlich aus der Korrespondenz mit ihrem Bruder in Jerusalem rekonstruiert wird, gewinnt man den Eindruck, dass Geller angesichts seiner Quellenlage dazu gezwungen war, sich immer wieder auf das jüngste und berühmteste Mitglied der Familie zu konzentrieren.

Enrico Lucca
Leipzig

Fatale Fehlannahmen?



Regina Grundmann, Bernd J. Hartmann, Daniel Siemens (Hrsg.)
»Was soll aus uns werden?«

*Zur Geschichte des Centralvereins
deutscher Staatsbürger jüdischen
Glaubens im nationalsozialistischen
Deutschland*

Berlin: Metropol, 2020, 240 S., € 22,–

Der 1893 gegründete Centralverein (CV) war die mitgliederstärkste und einflussreichste Interessenvertretung der deutschen Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Doch erst in den letzten Jahren weckt diese Organisation vermehrt die wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

Der Sammelband ist das Ergebnis eines interdisziplinären Forschungsprojekts, das auf Archivalien aus dem ehemaligen Moskauer »Sonderarchiv« zurückgreifen konnte, die seit Mitte der 1990er Jahre vom Central Archive for the History of the Jewish People in Jerusalem digitalisiert worden sind. Das Projekt wurde von forschungsnahen Lehrveranstaltungen an den Universitäten Bielefeld, Münster und Osnabrück begleitet. Von den insgesamt sechs Beiträgen stammen zwei von ehemaligen Studierenden. Alle Aufsätze widmen sich schwerpunktmäßig der Geschichte des CV im Nationalsozialismus bis zu dessen Verbot, jedoch wird mitunter ausführlicher auf die Weimarer Republik zurückgegriffen.

Bereits in der Einleitung wird die Behauptung zurückgewiesen, die Politik des CV gegenüber dem Regime sei »ängstlich-devot« (S. 12) gewesen. Dieser Bezugnahme auf eine abseitige und bald 40 Jahre alte Publikation hätte es jedoch nicht bedurft. Die Befunde von Avraham Barkai oder die umfangreichen Arbeiten Arnold Pauckers haben längst ein differenzierteres Bild geliefert.

Daniel Siemens analysiert die Selbstverortung des CV in den Jahren 1933 bis 1938. Der Verein sei sich bereits ab 1933 seiner schwierigen Position bewusst gewesen. Ab März 1933 habe die Rechtsabteilung ihre Arbeit intensiviert. Die CV-Führung hätte eine Auswanderung nicht nur als Verrat an der geschichtlichen Mission des deutschen Judentums verstanden, sondern sei sich auch im Klaren darüber gewesen, dass die Emigration mit hohen wirtschaftlichen und sozialen Folgekosten verbunden war. Die jüdische Emanzipation sei ideologisch eine »Großkategorie« und ein »Jahrhundertprojekt« (S. 40) gewesen, von dem man sich nicht so einfach verabschiedete. Anders als Johann Nicolai vor wenigen Jahren kommt Siemens zu dem Ergebnis, dass der CV nicht sehr angriffslustig gewesen sei. Er verweist zum Beleg auf die Durchhalteparolen im Angesicht

des Aprilboykotts. Aus politischen Gründen habe sich der Verein »scharfer Kritik an den neuen Machthabern« (S. 24) enthalten. Nur vereinzelt seien Erfolge bei Eingaben zu verzeichnen gewesen, vielfach sei er über die Rolle des unfreiwilligen Beobachters nicht hinausgekommen. Ab 1935 habe man der neuen Situation durch eine pragmatischere Haltung Rechnung getragen.

In den meisten Beiträgen fällt der Zäsurcharakter der Jahre 1935/36 auf. Regina Grundmann registriert in ihrem Aufsatz über die Strategien des CV zur Abwehr der NS-Propaganda gegen den Talmud nach Anfang 1935 keine Anfragen nach Aufklärungsliteratur mehr. Als Begründung führt sie die zunehmenden existenziellen Sorgen seitens der jüdischen Bevölkerung an.

Thomas Reuß behandelt in seiner Mikrostudie den oberschlesischen Landesverband des CV und sieht spätestens 1935 einen Modus Vivendi zwischen den ideologisch konkurrierenden CV-Anhängern und den Zionisten. Die Einrichtung einer gemeinsamen Wirtschaftsbetreuungsstelle im Mai 1936 durch beide Gruppen sei reichsweit ein einmaliger Vorgang gewesen.

Die zunehmenden gesellschaftlichen Gewalterfahrungen und die Nürnberger Gesetze führten im Mai 1936 zur Errichtung des Auswandererlehrgutes in Groß-Breesen (Schlesien), dessen Geschichte Frank Wolf erzählt. Es war als »Rettungskapsel deutsch-jüdischer Identität« (S. 211) gedacht, als Auswanderländer hatte man primär Argentinien und Brasilien im Blick, wo die deutsch-jüdische Kultur in der Emigration fortgeführt werden sollte. Neben der Kritik daran seitens der Zionisten macht Wolf aber auch eine Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit aus.

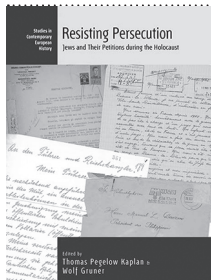
Martin Herholz analysiert in seinem Beitrag die Jugendpolitik des Centralvereins in den Jahren 1933 bis 1936. Mit der Zusammenfassung aller deutsch-jüdischen Jugendkräfte zum Bund deutsch-jüdischer Jugend im Jahr 1934 gelang es, eine Organisation zu schaffen, die bis zu ihrem Verbot im Dezember 1936 unter schwierigsten Bedingungen arbeitete.

Einen etwas anderen Akzent setzt dagegen Anna Ullrich in ihrem Aufsatz über die Kommunikation mit der nichtjüdischen Bevölkerung. Vor allem die ersten Monate des Jahres 1933 hätten zahlreichen CV-Mitgliedern offenbart, wie fragil die Verbindungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen waren, und sie dazu bewogen, sich kaum noch Illusionen hinzugeben.

Am Ende bleibt das Bild zurück, das Siemens bereits in seinem Beitrag zeichnet: dass nämlich die Selbstwahrnehmung und die Aktivitäten des CV weitaus komplexer waren, als es das »Klischee vom fehlgeleiteten kurzsichtigen und selbstgefälligen liberalen Judentum lange Zeit nahelegte« (S. 40). Es ist das Verdienst dieses Bandes, für diese These überzeugende Belege zu liefern und den Centralverein stärker in das deutsch-jüdische Gedächtnis zu rücken.

Martin Liepach
Fritz Bauer Institut

Petitionen der Verfolgten



**Thomas Pegelow Kaplan,
Wolf Gruner (Hrsg.)**

*Resisting Persecution.
Jews and Their Petitions during
the Holocaust*

New York, Oxford: Berghahn Books,
2020, 262 S., \$ 120,-/£ 89,-

Verfolgte Jüdinnen und Juden in Europa schrieben während des Holocaust Zehntausende von Petitionen an verschiedenste Empfänger und versuchten damit, aktiv Einfluss auf ihr Schicksal zu nehmen. Diese wichtigen Quellen seien aber, so die Herausgeber dieses Sammelbandes, von der Forschung bisher weitgehend ignoriert worden, obwohl sie doch selbstbestimmtes Handeln und teilweise sogar den Widerstand der Verfolgten bezeugten. Zu Recht betonen Wolf Gruner und Thomas Pegelow Kaplan die Bedeutung dieser Petitionen, allerdings stimmt der sehr häufig wiederholte Befund, vor ihnen seien diese Quellen nicht beachtet worden, nur bedingt. Sie sind nicht zu einem eigenen Forschungsgegenstand gemacht worden, das mag richtig sein, doch als Quellen zur Untersuchung unterschiedlicher jüdischer Reaktionen sind sie durchaus herangezogen worden, wenn auch nicht systematisch und jeweils neben anderen Quellen.

Es wäre gar nicht nötig, so vehement immer wieder den Charakter des absolut Neuen zu betonen, belegen die versammelten Beiträge doch auf eindrucksvolle Art und Weise, wie wichtig Petitionen als politisches Mittel der Verfolgten, den Diskriminierungen etwas entgegenzusetzen, waren. In einigen Fällen konnten die Schreiber und Schreiberinnen durchaus etwas bewirken und Einfluss auf ihre Verfolgungsgeschichte nehmen, wie beispielsweise Tim Cole dies in seinem spannenden Beitrag für Ungarn zeigt: Er beginnt mit dem an die lokalen Behörden gerichteten Schreiben eines Vaters, dessen Sohn während eines Besuchs auf dem Land im Frühjahr 1944 in das dort neu errichtete Ghetto gesperrt wurde. Diese stimmten der Bitte des Vaters, den Jungen freizulassen, zu und ließen ihn zurück nach Budapest bringen, was ihm vermutlich das Leben gerettet hat. In der Folge zeigt Cole, wie Juden und auch Nichtjuden mit ihren Petitionen auf die Ghettoisierung in Budapest einwirkten.

Nicht immer waren Petitionen so erfolgreich. Benjamin Frommer untersucht den sehr speziellen Fall der Anträge im Protektorat Böhmen und Mähren, als »Ehrenarier« anerkannt zu werden. Die über tausend Anträge, die äußerst interessante Quellen sind, was die Darlegungen anbelangt, warum der jeweilige Schreiber als »Arier« anerkannt werden müsse, wurden am Ende sämtlich abgelehnt. Hier stellten die Schreiber nicht das antisemitische System in Frage,

gegen dessen Auswirkungen sie sich auflehnen wollten, sondern versuchten nachzuweisen, dass sie nicht unter die Kategorie »Jude« fielen.

Stefan Cristian Ionescu beleuchtet die juristischen Strategien in den Petitionen des jüdischen Anwalts Wilhelm Filderman in Rumänien zwischen 1940 und 1944. Immer wieder wandte sich Filderman gegen antijüdische Gewalt und Maßnahmen an die Behörden bis hin zu Staatschef Ion Antonescu, der die Anträge in manchen Fällen sogar billigte.

Wolf Gruner zeichnet den Protest nach, den Individuen und Organisationen durch zahlreiche Briefe und Petitionen gegen die nationalsozialistische Politik im Deutschen Reich geleistet haben. Stacy Renee Veeder nimmt Frankreich in den Blick und untersucht Briefe von in Lagern inhaftierten Juden, aber auch von deren Angehörigen, Freunden und Hilfsorganisationen an die französischen Behörden, in denen immer wieder auf den Patriotismus und die Loyalität der Inhaftierten hingewiesen wurde. Im Ghetto Litzmannstadt (Łódź) richtete der Judenälteste Mordechai Chaim Rumkowski gar eine eigene Abteilung ein, an die Bittschriften und Beschwerden gerichtet werden sollten. Svenja Bethke stellt dies in ihrem instruktiven Beitrag als eine Möglichkeit des umstrittenen Judenältesten dar, die Wut gegen ihn im Ghetto in geordnete Bahnen zu lenken. Die Petitionen sieht sie als Ausdruck der eingeschränkten Möglichkeiten der Ghettobewohner, ihre Stimme zu Gehör zu bringen.

Mehr als 1.000 europäische Juden konnten auf die Philippinen fliehen. Thomas Pegelow Kaplan analysiert die Bittschriften von Jüdinnen und Juden an den Präsidenten Manuel L. Quezon und damit zusammenhängend transnationale Netzwerke, die die Emigration europäischer Juden unterstützten. Maximilian Strnad schließlich weitet den Blick in die Nachkriegszeit: Er zeigt, wie Juden, die in »Mischehen« im Deutschen Reich überlebt hatten und nicht deportiert worden waren, nach dem Krieg darum kämpfen mussten – und dies in zahlreichen Schreiben an Flüchtlings- und Hilfsorganisationen auch taten –, als Überlebende anerkannt und wie solche behandelt zu werden.

Wie Wolf Gruner und Thomas Pegelow Kaplan in ihrem Fazit richtig betonen, ist die Vielfalt der Briefeschreiber erstaunlich. Trotzdem tauchten bestimmte Argumentationsmuster immer wieder auf, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Häufig nutzten die Verfasser und Verfasserinnen der Petitionen – es ist auffällig, wie viele Frauen darunter sind – die Sprache der Verfolger, um sich in ihren Schreiben an unterschiedliche Adressaten für ihre Sache einzusetzen. Ein in diesem Sammelband häufig wiederholtes Statement erweist sich, dies zeigen die Fallbeispiele, durchaus als richtig: »Petitioning matters.«

Andrea Löw
München

Geschichte der NSDAP



Jürgen W. Falter

Hitlers Parteigenossen.

Die Mitglieder der NSDAP 1919–1945

Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2020, 584 S., € 45,—

Mit über 40 Jahren Forschungserfahrung und dem Standardwerk *Hitlers Wähler* (1991) ist Jürgen W. Falter der Experte in Sachen Mitglieder und Wähler der NSDAP. Mit *Hitlers Parteigenossen* liefert der mittlerweile als Senior-Forschungsprofessor in Mainz tätige Politikwissenschaftler einen wichtigen Beitrag zur Forschung über den Aufstieg der NSDAP, die NS-Herrschaft und den Umgang mit der NS-Vergangenheit nach 1945. Und er modifiziert seine eigene bisherige Analyse der NSDAP als Volkspartei.

Die Studie zur NSDAP-Mitgliederstruktur 1919 bis 1945 widmet sich den Aufnahmebedingungen, der Mitgliederfluktuation, den Parteibeitrittsverboten, den demografischen Faktoren und schließlich den Aus- und Eintrittsmotiven. Exkurse gelten der Entwicklung in Österreich, im Sudetenland und in den Millionenstädten des Reichs.

Auf 10 Millionen NSDAP-Mitglieder kamen 760.000 Austritte, 520.000 Todesfälle und 80.000 Ausschlüsse. Bis zur Machtübertragung traten etwa 900.000 Personen bei. Darauf folgten allein im März und April 1933 weitere 1,75 Millionen. Anschließend war der Beitritt bis April 1937 und nochmals von Februar 1942 bis April 1945 untersagt, um die Partei nicht durch Mitläufer zu »verwässern«. Falter analysiert eine repräsentative Stichprobe von 40.000 Datensätzen aus der Zeit vor 1933 und 12.000 aus dem Zeitraum 1933 bis 1945. Dazu kommen ausgewählte Entnazifizierungsakten und weitere Quellen zu den Beitrittsmotiven.

Die Studie überzeugt durch ihre starke empirische Basis, die konsequente Prüfung bekannter Forschungsthese und das breite Fragenspektrum, aber auch durch das transparente Fehlermanagement bei der Datenerhebung und die differenzierte Argumentation. So werden etwa bei den Beitrittsmotiven nicht nur Überzeugung oder Opportunismus diskutiert, sondern auch der Versuch, Dritte vor Verfolgung zu schützen.

In manchen Bereichen bestätigt Falter bisherige Forschungsergebnisse etwa zu den Wahlergebnissen und was die Heterogenität der Mitgliedschaft, die tiefe Verankerung der NSDAP in der deutschen Bevölkerung und die geringere Resonanz in den Milieus des Katholizismus und der KPD- und SPD-nahen städtischen Arbeiterschaft angeht. Bestätigt werden auch der geringe Zuspruch unter Frauen, der

erst mit Kriegsbeginn deutlich anstieg, oder der Massenbeitritt von Beamten vor allem unmittelbar nach der Machtübertragung – damit war diese Berufsgruppe deutlich überrepräsentiert im Vergleich zu ihrem Anteil an der Bevölkerung. Darüber hinaus präzisiert Falters Analyse das vorhandene Wissen: So fanden sich unter den 40 Prozent Arbeitern innerhalb der Parteimitglieder vor allem Facharbeiter, insbesondere aus Bereichen der importorientierten Binnenwirtschaft und weniger aus der Exportindustrie.

Im Hinblick auf die Beitritts- und Austrittsmotive begibt sich die Studie auf Neuland. Allerdings bleiben zur Argumentation, dass Opportunismus ab 1933 als Motiv dominiert habe, und auch zur Anziehungskraft der NSDAP Fragen offen. Erstaunlich ist die signifikant hohe Resonanz im Sudetenland, wo mit etwa einem Viertel der Bevölkerung mehr als doppelt so viele Menschen beitraten als im Gesamtreich. Die Analyse der Altersstruktur weist die NSDAP als »Zwei-Generationenbewegung mit Volkspartei-Charakter« aus. Es dominieren die Geburtenjahrgänge 1900 bis 1915, die bis März 1933 sogar rund zwei Drittel der Parteibeiträge stellen und im Vergleich zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung stark überrepräsentiert sind. In diesen Geburtenjahrgängen – die von den Entbehrungen des Krieges und der politischen »Enttäuschung« über die Nachkriegsjahre geprägt waren – beziehungsweise in deren Berufsstruktur zeigt die NSDAP den Charakter einer Volkspartei. Dagegen findet sich in den Geburtsjahrgängen vor 1900, der Generation der Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs, die in der NSDAP vor und nach 1933 unterrepräsentiert war, ein sehr viel höherer Mittelschichtsanteil.

Die Studie bietet vielfache Anregungen für die Debatte über den Umgang mit dem Nationalsozialismus nach 1945 – von den Spuren der NS-Ideologie im Nachkriegsdeutschland über die Kollektivschuldthese bis hin zu den variantenreichen apologetischen Diskursen. Widerlegt werden der angebliche Automatismus beim Übergang von der Hitlerjugend in die Parteimitgliedschaft und auch die Behauptungen der Nachkriegszeit, man sei wider Willen oder unwissentlich zum Mitglied der NSDAP »gemacht« worden. Überzeugend ist auch Falters Argumentation, dass ein Parteiaustritt nur in Ausnahmefällen als Widerstandsakt gegen den Nationalsozialismus angesehen werden kann und umgekehrt keineswegs alle überzeugten Nationalsozialisten Mitglied der Partei waren.

Im Schlusskapitel geht Falter über sein eigentliches Thema hinaus und diskutiert die Rahmenbedingungen für den Erfolg rechtsradikaler Bewegungen heute. Nicht nur mit diesem Thema möchte das Buch auch die breite Öffentlichkeit erreichen und zur aktuellen Debatte über den Aufstieg des Rechtspopulismus in Deutschland beitragen. Dass dies gelingt, bleibt zu hoffen, nicht zuletzt im Hinblick auf den herausragenden Gehalt dieser Studie.

Mathias Rösch
Erlangen/Nürnberg

Der politische Eid in Deutschland



Vanessa Conze

»Ich schwöre Treue ...«

*Der politische Eid in Deutschland
zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik*
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
2020, 390 S., € 54,99

In ihrer vielschichtigen Analyse der Geschichte des politischen Eids in Deutschland geht Conze nicht nur einem besonderen Ritual der Herrschaftssicherung auf den Grund, dessen historische Persistenz erstaunlich ist. Sie vermag es durch ihren multidimensionalen Blick auf das Phänomen darüber hinaus, gesamtgesellschaftliche Veränderungen, Konflikte und Diskurse nachzuzeichnen, die sich in der Geschichte des Eids niederschlagen. Der Eid fungiert in der Studie als ein historisches Brennglas, in dem sich Debatten über »das grundsätzliche Verhältnis von Gesellschaft und Staat, die Legitimation staatlicher Herrschaft sowie die Beziehung von Gesellschaft und Staat und die Beziehung zwischen Religion und Politik im säkularen Staat« (S. 18) gebündelt darstellen lassen. Das macht die Lektüre des Buchs besonders interessant und lehrreich.

Conzes Forschungsinteresse gilt dabei der Frage, wie ein vor-modernes Ritual religiösen Ursprungs, das bereits im Mittelalter der Sicherung gesellschaftlicher Macht diente, Aufklärung, Säkularisierung, Individualisierung und den wiederholten Wechsel politischer Systeme lange Zeit nahezu unbeschadet überstehen konnte.

Um diese Frage zu beantworten, konzentriert sich Conze auf die Analyse des Beamteneids. Ausführlich widmet sie sich dabei dem Kaiserreich, der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus sowie der Nachkriegszeit. Sie stellt den einzelnen Hauptkapiteln die jeweils gültige(n) Eidesformel(n) voran, analysiert deren Unterschiede zu vorangegangenen und folgenden Varianten, fragt nach dem den Formeln immanenten, spezifischen Treueverständnis und zeichnet politische, juristische sowie gesellschaftliche Kämpfe um den Eid und die Möglichkeiten der Eidverweigerung nach.

Doch worin genau besteht die für staatliche Macht so attraktive Wirkmächtigkeit dieses Instruments? »Der Eid sollte«, so Conze, »die Verpflichtung zur Treue gegenüber einem politischen System im Gewissen des Einzelnen verankern und damit auf eine ganz spezifische Weise jenseits einer normativ-rechtlichen Ebene zur Stabilisierung von Herrschaft beitragen« (S. 11). Durch den Zugriff auf das individuelle Gewissen wird ein an sich formalrechtliches Verhältnis zu einer Frage moralischer und/oder religiöser Verpflichtung. So verschwimmen im Eid die Grenzen zwischen Recht und

Moral/Religion, zwischen staatlichen Zugriffs- und individuellen Freiheitsrechten, zwischen inner- und außerdienstlichen Handlungen und Haltungen.

Gerade in modernen Gesellschaften erscheint der Treueschwur deshalb als anachronistisches Phänomen, dessen moralischer und religiöser Überschuss Normierungs- und Verrechtlichungsprozessen zu widersprechen scheint. Doch glaubte bisher keines der von Conze betrachteten politischen Systeme vollständig auf dieses Mittel der Loyalitätssicherung verzichten zu können und bestand im Falle eines Systemwechsels auf Neuvereidigungen. So wurde der Treueschwur den Idealen und Werten verschiedener Systeme immer wieder angepasst. In der Weimarer Republik etwa löste der Eid auf die Verfassung den personalen Eid gegenüber dem Staatsoberhaupt ab. Auch eine nichtreligiöse Alternativformel wurde eingeführt. Diese Liberalisierungsprozesse wurden im Nationalsozialismus rückgängig gemacht. Nicht nur wurde wieder ein personaler Führereid eingeführt, es kam auch zu einer enormen Ausweitung der Vereidigungspraxis. Ziel war eine »Durchvereidigung« der gesamten »Volksgemeinschaft«, an die der Einzelne durch wiederholte Rituale der Massenvereidigung psychologisch und »moralisch« gebunden werden sollte (S. 179).

Durch Conzes Darstellung des Eids bekommt man nicht nur einen umfassenden Einblick in dessen Geschichte, sondern auch ein Gefühl für das jeweilige gesellschaftliche Klima, in dem das spezifische Treueverhältnis gestiftet wurde. So hebt Conze den Stellenwert des Eids für Gruppen- und Identitätsbildungsprozesse hervor. Besonders prägnant stellt sich das Inklusions- beziehungsweise Exklusionspotenzial im sogenannten Judeneid und in dem Vorwurf der Meineidigkeit gegen Sozialdemokraten im Kaiserreich sowie im vollständigen Ausschluss von Jüdinnen und Juden aus dem Beamtenapparat, der Eidespraxis und schließlich der »Volksgemeinschaft« im Nationalsozialismus dar (S. 164 f.). Auch der Umgang mit Eidverweigerern oder -brechern zeigt die Bedeutung des Schwurs für das gesellschaftliche Selbstverständnis in allen historischen Phasen. So ist es kein Zufall, dass sich vergangenheitspolitische Debatten der Nachkriegszeit auch und gerade um die Frage der Eidestreue einzelner Akteure im Nationalsozialismus drehten.

Erst in den 1970er Jahren verliert der Eid als Symbol eines staatszentrierten Denkens langsam an Bedeutung. Doch schwören Beamte bis heute und stellen sich damit womöglich in die Tradition eines veralteten Verständnisses politischer »Treue« (S. 336). Die von Conze vorgelegte Studie ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit bisher wenig beachteten Kontinuitäten von Herrschafts- und Loyalitätsvorstellungen, die einer liberalen Demokratie widersprechen.

Johanna Bach
Berlin

Boomende Stadt- und NS-Geschichte



Jan Neubauer

*Arbeiten für den Nationalsozialismus.
Die Stadt München und ihr Personal im
Dritten Reich*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 452 S.,
€ 42,—

Die Stadtverwaltungen waren integraler
Bestandteil des nationalsozialistischen

Herrschafts- und Terrorsystems, sie setzten die nationalsozialistische Politik und Ideologie vor Ort in konkretes Handeln um. Von ihren Einrichtungen gingen entscheidende Impulse für die Ausgrenzungs- und Verfolgungspolitik im »Dritten Reich« aus. Dienststellenleiter, Sachbearbeiter, Sekretärinnen und Straßenreiniger hielten städtische Ämter und Betriebe bis in die letzten Kriegstage leistungsfähig und leistungsbereit, wie Jan Neubauer in seiner Dissertation zur Stadtverwaltung München darlegt. Es handelt sich um die sechste Studie des mehrstufigen Forschungsvorhabens »München im Nationalsozialismus«, eines Kooperationsprojekts des Historischen Seminars der Ludwig-Maximilians-Universität München und des Stadtarchivs München.

Neubauer fragt, wie aus der städtischen Belegschaft eine nationalsozialistische »Betriebsgemeinschaft« und Gefolgschaft werden konnte. Nach der Regierungsübernahme 1933 arrangierten sich die städtischen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen mehrheitlich rasch mit den neuen Verhältnissen. Als Motive und Gründe nennt Neubauer neben repressiven Maßnahmen, wie Einschüchterungen, Drohungen oder Entlassungen, auch freiwillige Anpassungen aus Opportunismus oder Überzeugung. Resistenz gab es wenig, offenen Widerstand noch sehr viel seltener.

Das NS-System erwies sich insgesamt betrachtet als sehr integrierend, wenn einmal von den ausgegrenzten Minderheiten abgesehen wird. Nach dem Berufsbeamtengesetz von 1933 wurden in München »nur« knapp zwei Prozent der mehr als 15.000 städtischen Beschäftigten entlassen. Einige von ihnen konnten bereits nach kurzer Zeit wieder in den städtischen oder staatlichen Dienst zurückkehren, weil auf ihre Fachexpertise letztlich nicht verzichtet werden sollte. Zwar hielten sich damit die quantitativen Auswirkungen der Entlassungsmaßnahmen in Grenzen, doch können die psychologischen Folgen der Überprüfungs- und Indoktrinierungsmaßnahmen durch die Personalverwaltung sowie überhaupt die Sozialkontrolle durch linientreue Kolleginnen und Kollegen und Vorgesetzte kaum überschätzt werden. Die nationalsozialistische Stadtleitung unterstrich, dass sie einerseits hart gegen erklärte Regimefeinde vorgehe

und andererseits loyales Verhalten belohne, indem etwa »Alte Kämpfer« und bewährte Nationalsozialisten nach der Machtübernahme eingestellt oder befördert wurden.

Nicht alle ließen sich sofort vereinnahmen, und es reichte in der Regel aus, wenn sich die Mitglieder der Stadtverwaltung formal in das System einfügten und einfach ihren Dienst verrichteten. Die Stadt bot ihren Beamten, Angestellten und Arbeitern vielfältige Leistungsanreize, sich mit dem NS-Regime zu arrangieren und ihm »zuzuarbeiten«. Hier kooperierte die Stadtverwaltung mit Parteidienststellen und Berufsorganisationen wie der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, der Deutschen Arbeitsfront und dem Reichsbund der deutschen Beamten. Es wurde mehr Personal eingestellt als entlassen, so dass die Anzahl der Beschäftigten bis kurz vor dem Krieg auf 19.000 Personen anwuchs. Überhaupt entwickelten sich die Aufstiegsmodalitäten stärker als die Abstiegsmodalitäten.

Münchens Personalpolitik und -verwaltung zeichnete sich, so Neubauer, durch Kontrolle und Pragmatismus aus: Während es nach der Machtübernahme zunächst darum ging, durch Personalmaßnahmen die neue Herrschaft vor Ort zu festigen, kam dem Personal insbesondere während des Krieges folgende zentrale Bedeutung zu: Nun galt es, die Versorgung der Bevölkerung und überhaupt das Regime vor Ort in Zusammenarbeit mit Polizei, Gestapo und Parteiorganisationen aufrechtzuerhalten. Dem kriegsbedingten Personal-mangel wurde mit der Beschäftigung von Frauen beziehungsweise Volksgenossinnen sowie Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen begegnet. Mit der »Wechselwirkung aus Personalpolitik ›von oben‹ und Mitarbeiterhandeln ›von unten‹« (S. 384) steigerte die Kommune selbst unter den besonderen Belastungen des Kriegs und unter selbstzerstörerischer Ressourcenmobilisierung noch einmal ihre Leistungsfähigkeit.

Diese für München präsentierten Befunde überraschen letztlich wenig, denn es wird viel Bekanntes wiederholt, bereits vorliegende Forschungsergebnisse werden für die »Hauptstadt der Bewegung« bestätigt und weiterentwickelt. Neubauer arbeitet anschaulich und überzeugend heraus, wie die Stadtleitung nationalsozialistische Organisationen einband, um die Belegschaft zu kontrollieren und ein Betriebsklima des Misstrauens zu schaffen. Um die lokalen Befunde auch regional übergreifend einzuordnen und damit zu konturieren oder auch zu modifizieren, wäre es für weitere Untersuchungen wünschenswert und ergiebig, die inzwischen für immer mehr Städte vorliegenden Studien stärker systematisch vergleichend in die Analyse einzubeziehen.

Sabine Mecking
Marburg

Aufrüstung, Zwangsarbeit, Expansion



Paul Erker

Zulieferer für Hitlers Krieg.

Der Continental-Konzern in der NS-Zeit

Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg,
2020, 875 S., € 49,95

Nicht nur weil sie einen heutigen DAX-Konzern behandelt, der sich seiner Vergangenheit stellen will, beansprucht diese voluminöse Studie Interesse, sondern vor allem deshalb, weil Continental eines der wichtigsten Zulieferunternehmen der Heeres- und Luftrüstung bei der Aufrüstung und im Krieg zwischen 1933 und 1945 war. Paul Erkers Buch trägt zur weiteren Aufhellung dieses lange Zeit zu wenig berücksichtigten Bereichs der deutschen Wirtschaft in der NS-Zeit bei. Erker folgt dabei dem in der NS-Unternehmensgeschichte unterdessen etablierten Fragenkanon, etwa der Frage nach der Behandlung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern oder nach der ökonomischen Partizipation des Unternehmens an der Expansion des »Dritten Reiches«. Zudem geht es ihm um die Strategien der Firma im Gestrüpp der Aufrüstungs- und Kriegswirtschaftsbürokratie. Wichtig ist dem Autor, diese Aspekte nicht isoliert zu betrachten, sondern als integralen Teil einer Gesamtgeschichte des Unternehmens. Nicht nur Continental wird untersucht, sondern auch Teves, Semperit, Phoenix und weitere Betriebe, die teils erst lange Zeit nach 1945 von Continental übernommen wurden, aber auch in der NS-Zeit schon in Konkurrenz- oder anderer Beziehung zum Unternehmen standen.

Wichtig für diese Studie waren neben vielen neu erschlossenen Dokumenten aus dem Untersuchungszeitraum selbst auch in großem Umfang Entnazifizierungsakten, die Erker mit der gebotenen Vorsicht heranzieht. Im ersten Hauptkapitel analysiert er die Führungsstrukturen des Unternehmens ab 1933; leider nur gestreift wird dessen Entwicklung in der Weltwirtschaftskrise. Die Gewinne entwickelten sich in den 1930er Jahren offensichtlich sehr positiv, was aber auch zu Verteilungskonflikten zwischen dem Vorstand und dem größten Anteilseigner, Fritz Opel, führte. Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, wie sich die Gewinn- und Rentabilitätssituation im Vergleich zu dem von Mark Spoerer in den 1990er Jahren erarbeiteten Unternehmenssample darstellte – so bleibt immerhin der generelle Eindruck eines prächtig von der Aufrüstungskonjunktur profitierenden Unternehmens haften. Auch die Entwicklung der Belegschaft, die Verdrängung der jüdischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie auch in der Anfangszeit der weiblichen Belegschaftsmitglieder im

Zusammenhang mit der »Doppelverdiener«-Kampagne sind detailliert behandelte Themen.

Continental war an einem neuralgischen Punkt der NS-Aufrüstungsökonomie angesiedelt, insofern seine Produkte – Reifen aller Art, aber auch technische Gummierzeugnisse, etwa Hydraulikschläuche für die Flugzeugindustrie – einerseits unentbehrlich für die Rüstungsproduktion, andererseits aber mit Naturkautschuk auf knappe und in Devisen zu bezahlende Rohstoffe angewiesen waren. Der synthetische Kautschuk Buna, von der IG Farbenindustrie AG hergestellt, war in den 1930er Jahren noch weit davon entfernt, unproblematischen Ersatz zu bieten. Die sich aus dieser Konstellation ergebenden Dynamiken, beispielsweise die schwierige Zusammenarbeit mit der IG Farben auf dem Forschungsgebiet oder den Erwartungsdruck des Regimes, was Investitionen des Unternehmens anging, schildert Erker detailliert. Die Bereitschaft der Unternehmensleitung, von der Expansionspolitik des Regimes in ganz Europa zu profitieren, analysiert er in einem umfangreichen Kapitel, in dem er auf die Firmen eingeht, die sich zu Kooperationsverhandlungen mit Continental gezwungen sahen. Nur exemplarisch sei auf die bemerkenswerten Handlungsspielräume etwa Michels in Frankreich hingewiesen: Dieses Unternehmen konnte sich einer Kooperation mit Continental lange verweigern – was auch mit der komplizierten Akteurskonstellation aus verschiedenen deutschen Unternehmen sowie dem Reichswirtschaftsministerium und der französischen Regierung zusammenhing. Gleichwohl gelang es Continental alles in allem, bis 1942 im besetzten Europa ein feingegliedertes Netz von Produktions- und Vertriebsfirmen aufzubauen. Erker betont, dass das Unternehmen bei der Umsetzung dieser Expansionsstrategie allerdings nicht mehr autonom, sondern in enger Abstimmung mit dem Reichswirtschaftsministerium agierte.

Umfassend arbeitet Erker die Rekrutierung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern durch das Unternehmen sowie den Einsatz von KZ-Häftlingen auf. Auch die Involvierung von Continental in die berüchtigten Schuhprüfstrecken im KZ Sachsenhausen wird behandelt. Bei allen diesen Punkten geht es dem Autor darum, die Vielschichtigkeit des Zwangsarbeitereinsatzes darzustellen, wobei er durchaus an Grenzen der Aussagekraft der Quellen gerät. Im Wesentlichen gelingt es aber, auch durch die Schilderung einzelner Schicksale, ein umfassendes Bild des Zwangsarbeitereinsatzes bei Continental zu zeichnen.

Insgesamt lässt Erkers Studie zum untersuchten Unternehmen kaum Fragen offen. Eher ist die große Detailfreude mitunter ein Lesehindernis, so wie auch gelegentliche chronologische Sprünge. Wer sich aber für die Zulieferindustrie der NS-Rüstungs- und Kriegswirtschaft interessiert, wird an diesem Buch nicht vorbeikommen.

Michael C. Schneider
Düsseldorf

Propagandabilder als historische Quelle



Karl-Konrad Tschäpe
Verstrickte Bilder.
Deutsche und sowjetische
Propagandabilder als Komplizen von
Krieg und Gewalt 1941–1945
Berlin: Metropol Verlag, 2020, 544 S.,
€ 29,– (Print), € 23,– (E-Book)

Der bildreiche Band ist eine überarbeitete Version der Dissertation, die 2017 an der Europa-Universität Viadrina verteidigt wurde. Seine Besonderheit liegt darin, typische deutsche und sowjetische Freund- und Feindbilder im Zweiten Weltkrieg in ihrer Verstrickung und Kommunikation miteinander in einem breiteren Kontext der zeitgenössischen visuellen Diskurse zu untersuchen.

Bestimmten Bildern und Bildtypen wurde von der Propaganda eine besondere Bedeutung beigemessen: Sie wurden in ständiger Wiederholung, in hohen Auflagen und über verschiedene Medien für breite Massen produziert. Sie sollten in den Köpfen der Menschen verankert und damit zu Komplizen der Gewalt werden. Neben der Binnenpropaganda versuchten die Kriegsgegner auch, über Bilder miteinander und mit der Bevölkerung der besetzten Gebiete zu kommunizieren.

Die Studie stellt die Fragen: Welche Bilder waren das? Wie lassen sie sich interpretieren? Welchen Einfluss hatte die Gestaltung auf ihre Wirkung? Wie entwickelten einzelne Bilder aus ihrem Zusammenspiel mit anderen Bildern und Texten Deutungsstrukturen, die sich in Netzwerken weiterverbreiteten? Wurden die über die Frontlinien versendeten Propagandabilder auf der anderen Seite überhaupt verstanden?

In neun Kapiteln untersucht Karl-Konrad Tschäpe diverse visuelle Propagandaerzeugnisse: Briefmarken, Plakate, Karikaturen, Zeitungskollagen, Flugblätter und auch das Treptower Ehrenmal in Berlin. Der Autor schließt die bereits gut erforschten Bilder des Personenkults um Hitler und Stalin aus der Studie aus, fokussiert sich auf die am meisten verbreiteten Bilder und analysiert ihre gegenseitige Beeinflussung. Es handelt sich dabei um die deutschen Feindbilder des »jüdischen Bolschewisten« und des »jüdischen Kommissars« auf Mjöltnirs (Hans Schweitzer) Plakat »Sieg oder Bolschewismus« sowie um die Visualisierung des »Zachvatčik« durch die sowjetische Propaganda, des deutschen Angreifers und Besatzers, dem das Bild des sowjetischen Befreiers gegenübergestellt wird. Viktor Koreckij's Plakat »Krieger der Roten Armee, rette«, das auflagenstärkste Bild der Sowjetpropaganda, wird in einem breiten Kontext russisch-orthodoxer Ikonen als Mutter-Heimat-Allegorie

und sogar als Adaptation europäischer Madonnendarstellungen gedeutet.

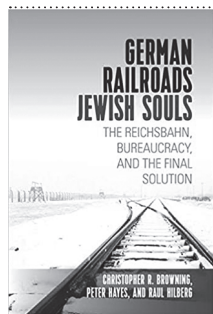
Die Studie wird am Anfang und am Ende von zwei Kapiteln umrahmt, die besonders spannend zu lesen sind: einem Vergleich der deutschen und sowjetischen Selbst- und Fremdbilder auf Briefmarken sowie der Interpretation des sowjetischen Ehrenmals im Treptower Park in Berlin. Briefmarken werden in der historischen Wissenschaft allenfalls am Rande thematisiert. Karl-Konrad Tschäpe zeigt dagegen gut belegt, dass sie sehr viele Informationen zu Inhalten und Formen der jeweiligen Propaganda liefern können. Evgenij Vučetič's Treptower Monumentalskulptur »Krieger und Befreier« wird nicht nur auf Ähnlichkeiten mit anderen Kriegsbildern der damaligen Zeit hin, sondern in einem viel breiteren Kontext analysiert: von Sergei Ejzensteins Film ALEXANDER NEVSKIJ über traditionelle russisch-orthodoxe Ikonen von Schutzengeln bis hin zu Raffaels Madonnendarstellungen.

Leider werden zwei sehr wichtige Themenbereiche eher kurz und am Rande behandelt, obwohl das im Band gesammelte Bildmaterial dafür sehr ergiebig wäre, nämlich die Fragen nach der Rolle von Geschlechtlichkeit und Ethnizität. Zwar untersucht der Autor das Bild der Frau auf deutschen und sowjetischen Plakaten in ihrer traditionellen Rolle als Ehefrau, Mutter und Opfer, thematisiert aber kaum, dass in der Sowjetpropaganda im Unterschied zur deutschen eine aktive Frauendarstellung vorkommt: als Soldatin, Partisanin und Heldin der Sowjetunion wie zum Beispiel die abstrakte Mutter-Heimat-Figur oder die reale erste Heldin der UdSSR, Zoja Komso-demjanskaja. Der Autor beleuchtet auch ausführlich den Antisemitismus der deutschen Propaganda und die antisemitischen Elemente in der Sowjetpropaganda, berücksichtigt aber kaum die zahlreichen deutschen und sowjetischen Propagandaerzeugnisse, die auf andere ethnische Gruppen der UdSSR gemünzt sind. Zum Beispiel wird die Briefmarke »Der Held der Sowjetunion Chanpaša Nuradilov, der in Kämpfen 920 Faschisten vernichtet hat« (S.134 f.) nur im Zusammenhang mit dem Motiv der Massentötung analysiert. Das Paradox, dass die Briefmarke im Juli 1944 einen Tschetschenen symbolisiert, obwohl die Tschetschenen fünf Monate zuvor deportiert worden waren, wird leider nicht beachtet.

In der Zeit des Iconic Turn auch in der Geschichtswissenschaft ist diese Studie insgesamt jedoch ein wichtiger Beitrag. Da man heute im postsowjetischen Raum wieder aktiv auf die alten Feindbilder des Zweiten Weltkriegs zurückgreift, ist der Band auch für aktuelle Debatten von großer Bedeutung, indem er den Blick dafür schärfen kann, gegenwärtige Bilder in ihren historischen Verflechtungen zu verstehen.

Svetlana Boltovska
Berlin-Karlshorst

Sonderzüge gen Osten



**Christopher R. Browning, Peter Hayes,
Raul Hilberg**

German Railroads, Jewish Souls.

*The Reichsbahn, Bureaucracy, and the
Final Solution*

New York, Oxford: Berghahn Books,
2019, 152 S., \$ 149,- (Hardcover), \$ 19,95
(Paperback)

Seit einigen Jahren fordern Opfer des Holocaust Entschädigungszahlungen von europäischen Bahnunternehmen ein. Im Jahr 2018 entschlossen sich die belgische und niederländische Bahn zu finanziellen Abfindungen für die Zugtickets in Konzentrationslager, die die Opfer seinerzeit selbst bezahlen mussten. Ähnliche Ansprüche stellen Überlebende an die Deutsche Bahn und werfen ihr vor, ihre Beteiligung am Massenmord unzureichend aufgearbeitet zu haben. Der Holocaust-Forscher Raul Hilberg (1926–2007) gehörte zu den Ersten, die sich seit den 1970er Jahren mit der Rolle der Deutschen Reichsbahn bei der Ermordung der europäischen Juden auseinandersetzten. Zwei seiner Texte haben die Historiker Christopher Browning und Peter Hayes neu herausgegeben und mit Originalquellen sowie zwei kontextualisierenden Aufsätzen veröffentlicht.

In dem Aufsatz »The Bureaucracy of Annihilation« (1989) begründete Hilberg sein Interesse an der Rolle der Reichsbahn, die die »very [...] ordinariness of these everyday actions« (S. 1) aufzeige. Zwei Charakteristika prägten die Deportationen: Erstens kauften die Opfer Fahrkarten wie normale Passagiere, auch wenn sie in Güterwagen zusammengepfercht wurden. Zweitens erfolgten die Deportationen in Sonderzügen, die von Generalbetriebsleitungen geplant wurden. Die Deportationen sollten möglichst rasch und komplikationslos vonstattengehen, was Hilberg zufolge nur durch das Führerprinzip möglich war. Beamte warteten nicht auf Anordnungen, sondern agierten nach »perceived imperatives« (S. 9), die nicht näher spezifiziert waren. »Everyone knew what had to be done, and no one was in doubt about directions or goals« (S. 9). Hierin lag die Besonderheit der bürokratischen Maschinerie, die den Holocaust ermöglichte.

In »German Railroads, Jewish Souls« (1976) blickte Hilberg auf die Strafverfolgung der Reichsbahnbeamten nach 1945. Er bezeichnete die Reichsbahn als »stable organization«, deren Personal überwiegend in seinen Positionen verblieb. Gleichzeitig betonte er, dass den Beamten sehr wohl bewusst war, welche Konsequenzen ihr Handeln hatte. Damit stellte er sich gegen die lange vorherrschende Behauptung, die deutsche Bevölkerung habe nichts von dem Schicksal der Juden geahnt.

Hilbergs Funde werden in dem anschließenden Quellenteil veranschaulicht. Für diesen sammelten Browning und Hayes Originalquellen über die Deportationen, die zeigen, wie die Transporte organisiert waren. Dass die Quellen ins Englische übersetzt worden sind, ermöglicht internationalen Studierenden und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einen Zugang zu der Thematik.

Browning verdeutlicht, welchen Schwierigkeiten Hilberg bei der Recherche begegnete. Die Quellen, die ihm stets als zu spärlich erschienen, habe er nur mühsam aufspüren können. Dennoch habe Hilberg bereits ein akkurates Bild des Ablaufs der Deportationen gezeichnet. Peter Hayes führt in seinem Aufsatz drei Aussagen Hilbergs auf, die mittlerweile überholt sind. Hilberg habe die Anzahl der Züge und die Häufigkeit, in der sie verkehrten, überschätzt. Auch habe, anders als Hilberg behauptete, keine erhöhte Auslastung der Kapazitäten der Reichsbahn vorgelegen, da ausrangierte Züge für die Deportationen genutzt wurden. Vor allem aber habe die Aufrechterhaltung der Deportationen dem Kriegsverlauf nicht geschadet. Die Sonderzüge wurden als nachrangig betrachtet. Trotzdem war die Reichsbahn wesentlich an der Ermordung der Juden beteiligt.

Browning und Hayes haben ein kompaktes und informationsreiches Buch herausgegeben, das besonders für die Lehre im internationalen Raum und für an der Geschichte des Holocaust Interessierte von Relevanz ist. Indem sie die Beteiligung der Bahn hinterfragen, blicken sie auch auf die Rolle der Bevölkerung und deren Verantwortung für den Holocaust. Diese relevanten Fragen hätten durch eine stärkere Kontextualisierung des Entstehungszusammenhangs und der Rezeption von Hilbergs Werk, das bis in die frühen 1980er Jahre weder im deutsch- noch im englischsprachigen Raum breite Aufmerksamkeit fand, facettenreicher dargestellt werden können.

Wichtig wäre es zudem für Studierende und fachfremde Leserinnen und Leser gewesen, die Ergebnisse von Hilbergs Spezialstudien in den Kontext der Holocaust-Forschung einzubetten. Insbesondere wäre es hilfreich gewesen, Hilbergs Fokus auf die Perspektive der Täter und die Quellen hierzu, die in den vergangenen drei Jahrzehnten (teilweise auch von ihm selbst) erweitert wurden, herauszuarbeiten. Außerdem hätten alternative Interpretationen zur scheinbar übermächtigen Rolle des bürokratischen Apparats erläutert werden können.

Insgesamt zeigt der Band, dass es sich auch über 40 Jahre nach der Entstehung von Hilbergs ersten Texten zu den Sonderzügen lohnt, sein Werk wieder und neu zu lesen. Zusammen mit den aufschlussreichen Kommentaren von Browning und Hayes zum aktuellen Forschungsstand liefert das Buch wichtige Erkenntnisse über ein nach wie vor wenig beachtetes Thema von hoher gesellschaftlicher Relevanz.

Anna Corsten
München/Berlin

Opfer deutscher Massenverbrechen



**Deutsch-Russisches Museum
Berlin-Karlshorst, Margot Blank,
Babette Quinkert (Hrsg.)**

Dimensionen eines Verbrechens.

Sowjetische Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg/Dimensions of a Crime.

Soviet Prisoners of War in World War II

Katalog zur Ausstellung/Exhibition

Catalogue, Berlin: Metropol Verlag, 2021,
278 S., € 24,-

Der 80. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion war für das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karlshorst Anlass, in Kooperation mit dem Deutschen Historischen Institut Moskau, der Stiftung Niedersächsische Gedenkstätten, der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. eine Wanderausstellung mit dem Titel »Dimensionen eines Verbrechens. Sowjetische Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg« zu konzipieren, die zunächst vom 22. Juni bis zum 3. Oktober 2021 im Deutsch-Russischen Museum gezeigt worden ist.

Etwa 5,7 Millionen Rotarmisten gerieten zwischen 1941 und 1945 in deutsche Gefangenschaft, mehr als drei Millionen von ihnen kamen ums Leben. Obgleich sie damit eine der größten Opfergruppen nationalsozialistischen Rassenwahns und deutscher Kriegsverbrechen waren, stehen sie bis heute im »Erinnerungsschatten«, wie der damalige Bundespräsident Joachim Gauck bei einer Gedenkrede 2015 feststellte (S. 232).

Die Ausstellung und der hierauf basierende Katalog veranschaulichen anhand faksimilierter Dokumente und zahlreicher prägnant beschriebener und kommentierter, oftmals erschütternder Fotografien deren Schicksal. Dokumentiert werden: der Bruch des Kriegsvölkerrechts durch die Wehrmacht, die sich an internationale Abkommen nicht gebunden sah; die mangelhafte Vorbereitung der Wehrmacht auf die Ankunft von Millionen Gefangenen, die zu einem Hunger- und Seuchensterben auch in den Lagern im Reichsgebiet führte; die »Aussonderung« und Ermordung aller »politisch untragbaren Elemente« und aller Juden unter den Gefangenen, der insgesamt 150.000 Menschen zum Opfer fielen; die Ausbeutung der sowjetischen Kriegsgefangenen im Arbeitseinsatz, der im Verlauf des Krieges immer mehr an Bedeutung gewann; die Überlebensstrategien der Gefangenen angesichts der Lebens- und Arbeitsbedingungen; ihre Befreiung und ihre Repatriierung in die Heimat 1945/46, die aber nicht für alle 1,5 Millionen von ihnen die Freiheit bedeutete. In sogenannten Prüf- und Filtrierungslagern suchte der sowjetische

Militärgeheimdienst nach möglichen Kollaborateuren: 15 Prozent der Repatrianten wurden zu Zwangsarbeit verurteilt, 22 Prozent zu zwei Jahren Wiederaufbauarbeit in Arbeitsbataillonen verpflichtet.

Im Anschluss hieran geben zwölf einseitige Kurzbiografien und die dazugehörigen Porträtfotos von Rotarmisten und Rotarmistinnen sowohl dem Sterben als auch dem leidvollen Überleben in deutschen Lagern ein Gesicht. Dokumentiert werden darüber hinaus die wichtigsten der wenigen Gedenkort, die bis heute für die sowjetischen Kriegsgefangenen entstanden sind, vor allem in Deutschland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, aber auch in anderen europäischen Ländern wie etwa Polen. Ein eigener Abschnitt widmet sich dem Wert von Fotografien nicht nur für die historische Dokumentation, sondern auch als historische Quelle, indem beispielhaft Bilder hinsichtlich ihrer Urheber, ihrer Anlässe und ihres Zwecks hinterfragt werden.

Der Katalog spiegelt aber nicht nur die Ausstellung wider, sondern umfasst auch eine Reihe ergänzender Essays, in denen ausgewiesene Expertinnen und Experten das Thema vertiefen: Babette Quinkert ordnet das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in den Kontext der verbrecherischen Kriegsführung gegen die Sowjetunion ein. Sie betont, dass das Scheitern der Blitzkriegsstrategie der Wehrmacht sich auf die gefangenen Rotarmisten und Rotarmistinnen auswirkte, da dadurch die Hungerpolitik gegen die sowjetische Zivilbevölkerung auf sie ausgeweitet wurde. Rolf Keller skizziert den Arbeitseinsatz sowjetischer Kriegsgefangener im Reichsgebiet. Der steigende Arbeitskräftebedarf hatte dazu geführt, dass das Oberkommando der Wehrmacht nach dem Massensterben der Gefangenen im Winter 1941/42 im März 1942 neue Behandlungsrichtlinien erließ, die den kriegswirtschaftlichen Erfordernissen Rechnung trugen, jedoch keine »grundsätzliche Abkehr von der völkerrechtswidrigen Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen« bedeuteten (S. 205). Daria Kozlova befasst sich mit den mehr als 100.000 sowjetischen Kriegsgefangenen in den Konzentrationslagern der SS. Dort wurden nicht nur die »Ausgesonderten« ermordet, sondern etwa Rotarmisten auch als »Arbeitsrussen« zur Zwangsarbeit eingesetzt. Esther Meier und Heike Winkel umreißen die »Unbequeme Erinnerung« (S. 224) an die sowjetischen Kriegsgefangenen in der historischen Forschung wie auch in der Erinnerungskultur generell sowohl in Deutschland als auch in der Sowjetunion beziehungsweise Russland. Artem Latyschew vertieft schließlich diese »Geschichte des Vergessens, der Anerkennung und der Erforschung« (S. 240) der sowjetischen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion und in Russland.

Die eindrucksvolle Ausstellung und der hierauf basierende, in zwei jeweils durchgängig zweisprachigen Fassungen (deutsch/englisch beziehungsweise deutsch/russisch) vorliegende Katalog tragen hoffentlich dazu bei, die sowjetischen Kriegsgefangenen weiter aus dem »Erinnerungsschatten« treten zu lassen.

Jörg Osterloh
Fritz Bauer Institut

»Einstiegsinformationen« über NS-Terror-Zentralen



Michael Wildt (Hrsg.)

Das Reichssicherheitshauptamt.

NS-Terror-Zentrale im Zweiten Weltkrieg

Topographie des Terrors. Notizen, Bd. 13

Berlin, Leipzig: Hentrich & Hentrich,
2019, 144 S., € 12,80



Jan Erik Schulte

Mahnort SS-Wirtschafts-

Verwaltungshauptamt 1942–1945.

Verwaltungs- und Terrorzentrale der SS

Topographie des Terrors. Notizen, Bd. 14

Berlin, Leipzig: Hentrich & Hentrich,
2020, 80 S., € 9,80

Zu besprechen sind zwei kürzlich erschienene Bücher, die sich mit den beiden machtvollsten Institutionen der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik beschäftigen: mit dem von Reinhard Heydrich, Ernst Kaltenbrunner und zuletzt von Heinrich Himmler geleiteten SS-Reichssicherheitshauptamt (RSHA), das, im September 1939 aus der Sicherheitspolizei (Geheime Staatspolizei und Reichskriminalpolizei) und dem parteizugehörigen Sicherheitsdienst der SS gebildet, den »konzeptionellen wie exekutiven Kern« (S. 7) der weltanschaulich orientierten NS-Polizei bildete, und mit dem von Oswald Pohl geleiteten SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA), dem seit 1942 sämtliche Konzentrationslager im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten unterstanden. Beim ersten Buch handelt es sich um einen von Michael Wildt herausgegebenen Sammelband, das zweite ist verfasst von Jan Erik Schulte. Wildt wie Schulte sind ausgewiesene Experten in diesem Feld, beide haben zum RSHA beziehungsweise WVHA in den vergangenen Jahrzehnten umfänglich publiziert. Warum also nochmals eine Veröffentlichung zu diesem Thema aus ihrer Feder?

Anlass zur Publikation boten nicht neue Fragestellungen oder neu entdeckte Quellenbestände, sondern vielmehr die Anfrage der Stiftung Topographie des Terrors, einen Beitrag zu deren Reihe »Notizen« beizusteuern. Die Reihe wird seit 2011 von Andreas Nachama, dem Direktor der Stiftung, herausgegeben, ergänzt deren Katalogveröffentlichungen und Dokumentationen und versucht dem Bedürfnis vieler Besucherinnen und Besucher des Erinnerungsortes

nach knappen Informationen auf ihre Fragen zu den historischen Gebäuden beziehungsweise den mit diesen verflochtenen Verbrechenskomplexen Rechnung zu tragen. Die Reihe zielt also auf ein breites Publikum und möchte allen Interessierten – so die Website der Stiftung – »Einstiegsinformationen« in kurz gefasster Form zur Verfügung stellen. Inzwischen sind etliche »Notizen« erschienen, bei den hier vorzustellenden Büchern handelt es sich um die Bände 13 und 14 der Reihe. Dieser Hintergrund erklärt die beiden Texten zugrunde liegende Grundkonzeption: Sie kommen mit sehr wenigen, nämlich 143 beziehungsweise 78 Seiten aus, verzichten ganz oder weitgehend auf einen wissenschaftlichen Apparat, lassen aber Platz für Abbildungen, darunter Fotos der zentralen Akteure sowie der Bürogebäude (zum Teil unmittelbar nach Kriegsende, zum Teil heute aufgenommen) und (im Band zum WVHA) einige wenige Faksimiles von zentralen Dokumenten. Das Buch über das RSHA versammelt die überarbeiteten Beiträge einer Vortragsreihe, die 2014 im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors stattfand. In sechs knappen Kapiteln werden die sieben Ämter des RSHA beschrieben, die nach der Reorganisation im Frühsommer 1940 entstanden, als Werner Best, der für die administrativen Anfänge seit Mitte der 1930er Jahre verantwortlich gezeichnet hatte, das RSHA nach Auseinandersetzungen mit Heydrich verließ. Alle Beiträge sind ähnlich aufgebaut: Sie widmen sich der Organisation und Struktur des jeweiligen Amtes, seinem Personal, der dort konzipierten Terrorpolitik, der Entwicklung während des Krieges sowie nicht zuletzt der Frage nach der Reichweite der Macht und der Bedeutung des Amtes innerhalb des RSHA. Die Beiträge informieren zudem über die Situation bei Kriegsende sowie die justizielle Aufarbeitung beziehungsweise die Karrieren der zentralen Akteure nach 1945. Michael Wildt schreibt über die Ämter I (Personal) und II (Verwaltung), Carsten Schreiber über den »Sicherheitsdienst des Reichsführer-SS« (Amt III), Gerhard Paul über die das Amt IV bildende Gestapo, Patrick Wagner über die Kriminalpolizei (Amt V), Katrin Paehler über den Auslandsnachrichtendienst (Amt VI) und Lutz Hachtmeister über das Amt VIII »Weltanschauliche Forschung und Auswertung«. Die Autoren zeichnen dabei auch die Lebenswege von Bruno Streckenbach, Otto Ohlendorf, Heinrich Müller, Arthur Nebe, Walter Schellenberg und Franz Alfred Six nach – derjenigen, die jeweils einem der Ämter für kürzere oder längere Zeit vorstanden und die dort entwickelte Terrorpolitik nachhaltig prägten.

Schulte gliedert den Band über das WVHA nicht nach Ämtern, sondern orientiert sich in acht Kapiteln weitgehend an der Chronologie. Im ersten Abschnitt stellt er den Leiter der SS-Verwaltung und des WVHA vor, Oswald Pohl, einen »Karrierist[en] und Gefolgsmann Himmlers« (S. 10), dann folgen zwei Kapitel über die Zeit bis 1942, in denen die Verwaltung der Konzentrationslager und der SS-Verfügungstruppe beziehungsweise die schon früh einsetzende Ökonomisierung der Konzentrationslager und der ebenfalls schon früh betriebene Aufbau der SS-Wirtschaft beschrieben werden. Diese

Entwicklungslinien mündeten im Februar 1942 in die Gründung des WHVA. Gründung und Struktur des WVHA erläutert Schulte in einem eigenen Abschnitt, im zweiten Teil des Buches geht es dann um die zentralen Tätigkeitsfelder der Institution in der zweiten Kriegshälfte: um die SS-Ostsiedlung und den Aufbau neuer Konzentrationslager, um den Holocaust und die Verwaltung der Raubgüter, um die Ausbeutung der Häftlinge sowie den – letztendlich gescheiterten – Versuch, einen SS-eigenen Rüstungskonzern aufzubauen. Der letzte Abschnitt thematisiert das Ende des WHVA und die Prozesse gegen zentrale Akteure, die bald nach Kriegsende begannen, darunter vor allem Fall 4 der zwölf Nürnberger Nachfolgeprozesse gegen Pohl und die Mitarbeiter des WVHA. Ein Nachwort von Erika Bucholtz zur Geschichte des Gebäudes Unter den Eichen 126–135 in Berlin-Lichterfelde, das die meisten Amtsgruppen des WVHA als Büroräume nutzten, rundet den Band ab.

Beide Bücher bieten auf knappem Raum einen Überblick über die Geschichte der Institution in ihrer Verschränkung mit der allgemeinen NS-Terror- und Vernichtungspolitik sowie nicht zuletzt mit dem Kriegsgeschehen. So werden die wesentlichen Strukturen beschrieben, Zäsuren benannt, die wichtigsten Akteure vorgestellt und nicht zuletzt die mörderischen Auswirkungen bilanziert, welche das Handeln der Institution für die Opfer der Terror- und Vernichtungspolitik hatte. Die Bände fügen sich gut ein in den Trend der letzten Jahre, das Wissen über den Nationalsozialismus im Allgemeinen, den Holocaust und die Konzentrationslager im Besonderen einem größeren Publikum zu vermitteln. Sie werden dem Anspruch der Reihe »Notizen« durchaus gerecht, bieten einen sehr guten thematischen Einstieg für historisch interessierte Laien, wobei der darin gegebene Überblick auf dem Wissen basiert, das in den letzten 30 Jahren, vor allem von den Autoren selbst, zum Thema erarbeitet wurde. Es gelingt zudem, dieses für ein breites Publikum aufzubereiten, nicht zuletzt, da beide Bücher leicht verständlich und flüssig geschrieben sind. Was man in ihnen hingegen nicht findet, das sind neue Erkenntnisse, die Diskussion von Thesen und Forschungskontroversen oder die Entwicklung neuartiger Fragestellungen und Forschungsperspektiven, die sich aus dem gesicherten Wissen ergeben, das in den letzten drei Jahrzehnten generiert wurde. Wer also einen Überblick über Geschichte und Struktur des RSHA oder des WVHA auf knappem Raum sucht, für den eignen sich die Bücher ausgesprochen gut. Wer sich differenzierter informieren und tiefer gehender beschäftigen möchte, wird wohl eher auf die einschlägige Forschungsliteratur zurückgreifen.

Karin Orth
Freiburg im Breisgau

Anzeige

MATTER OF FACT

**WARUM WIR AN
VERSCHWÖRUNGS-
THEORIEN
GLAUBEN WOLLEN**

**DIGITALE
SONDERAUSSTELLUNG
DER BILDUNGSSTÄTTE
ANNE FRANK**

ab Januar 2022

Weitere Informationen
finden Sie unter:
www.bs-anne-frank.de

*bildungsstätte
anne frank*

Die Wehrmacht im Vernichtungskrieg



Hannes Heer, Christian Streit

Vernichtungskrieg im Osten.

Judenmord, Kriegsgefangene und Hungerpolitik

Herausgegeben und mit einem Vorwort von Frank Heidenreich und Lothar Wentzel
Hamburg: VSA, 2020, 240 S., € 19,80

Die Wehrmacht und ihr nach wie vor nicht ausreichend erforschter Anteil an den NS-Verbrechen in Osteuropa stehen im Fokus von vier Aufsätzen von Hannes Heer und Christian Streit. Das im Kontext der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit entstandene, auch mit Fotos und Dokumenten ausgestattete Buch ist die Neuauflage zweier Beiträge von 2012,¹ die um zwei Aufsätze zur Rolle der Wehrmacht bei der Ermordung der Juden (Heer) und zur deutschen Hungerpolitik (Streit) erweitert wurde.

Heer hebt in seinem ersten Beitrag die neue Dimension des Krieges gegen die Sowjetunion hervor, der als »Vernichtungskrieg« geplant und ausgeführt wurde. Er behandelt sowohl die von der Wehrmacht begangenen Verbrechen als auch die Etappen der schwierigen Aufarbeitung in den Jahrzehnten danach. Heer macht deutlich, dass es insbesondere der von ihm konzipierten Wehrmachtausstellung gelang, die schon während der Nürnberger Prozesse entstandene Legende von der »sauberen Wehrmacht« zu entzaubern. Die seit 1995 über einen Zeitraum von vier Jahren gezeigte Ausstellung hatte emotionale Debatten und Proteste ausgelöst, sodass sie später in einer konsensfähigeren Form neu aufgelegt wurde.

Wie im ersten Aufsatz führt Heer auch im zweiten, umfangreichsten Beitrag zur Beteiligung der Wehrmacht am Holocaust zahlreiche eindrucksvolle Zitate und Fallbeispiele an. Er zeigt, dass antisemitische Ansichten unter Soldaten und Offizieren weit verbreitet waren und durch ideologische Schulungen und die »polnische Lektion« (S. 71) gefestigt wurden. Juden wurden als »Seuchenherde«, als »kulturlos«, als »Verbrecher«, »Kriegsverursacher« und »Bolschewisten« dargestellt, denen mit Hass und Ekel begegnet wurde. Von den Soldaten wurde rücksichtsloses Durchgreifen gefordert. Diese Befehle wirkten. Heer listet für Weißrussland zahlreiche Beispiele von Exekutionen von Juden auf, die 1941 nicht nur in Kooperation mit Einsatzgruppen und Polizeibataillonen, sondern auch in Eigenregie von Divisionen durchgeführt wurden. Er stellt die These auf, dass »die Judenfrage«

vom »ersten Tag an Bestandteil des normalen militärischen Geschehens war« (S. 113) und die Wehrmacht vielerorts die Rolle eines »Akteurs der »Endlösung«« (S. 122) übernahm. Dabei führt er auch Exekutionen durch Wehrmachtseinheiten an. Neben den Demütigungen, Synagogenschändungen und Morden richteten die Kommandanten der Wehrmacht auf Befehl des Oberkommandos des Heeres und der Zivilverwaltung Ghettos ein, ließen Juden registrieren, kennzeichnen und zur Zwangsarbeit anhalten. Die Fülle der Fallbeispiele belegt, dass die Ermordung von Juden durch Wehrmachtsangehörige nicht selten war. Dabei bietet Heer allerdings keinen systematischen Überblick, sondern lediglich einen »Ausschnitt« der Wehrmachtsbeteiligung.

Christian Streit zeigt in seinem Beitrag zur Hungerpolitik, dass eine rücksichtslose Ausbeutung der besetzten sowjetischen Gebiete und die in rassistischem Denken wurzelnde Inkaufnahme von mehreren Millionen Toten von Anfang an zu den Plänen des Krieges gehörten, von dessen kurzer Dauer man überzeugt war. Mit den erbeuteten Nahrungsmitteln sollten Wehrmacht und deutsche Zivilbevölkerung miternährt werden. Auch die Industrialisierung bestimmter Gebiete sollte wieder rückgängig gemacht werden. Von Soldaten wurde gefordert, »angesichts hungernder Frauen und Kinder hart [zu] bleiben«, da »Gutmütigkeit« beziehungsweise »missverstandene Menschlichkeit« dazu führen würden, dass dem deutschen Volk diese Nahrung fehle (S. 162 f.). Die Bevölkerung der besetzten Gebiete wurde in arbeitsfähige und somit minimal zu versorgende einerseits und »unnütze Esser«, zu denen auch Juden zählten, andererseits eingeteilt. Die Folge waren Hungerkatastrophen beispielsweise in Städten wie Leningrad und Charkov, denen mehrere Millionen Zivilisten und Kriegsgefangene zum Opfer fielen. Die Auswirkungen der Ausbeutungspolitik bekamen noch Jahre nach dem Krieg nicht nur die sowjetische Bevölkerung, sondern auch die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zu spüren.

Der vierte und letzte Beitrag des Bandes von Christian Streit nimmt – wie seine bedeutende Studie von 1978² – den Tod von über drei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen in den Blick.

Mit ihrer Hungerpolitik gegen die sowjetische Zivilbevölkerung, der unmenschlichen Behandlung von Kriegsgefangenen und der Ermordung von Juden war die Wehrmacht für mehrere Millionen Opfer verantwortlich. Die faktenreichen, anschaulichen und auch für ein allgemein interessiertes Publikum gedachten Beiträge führen ein weiteres Mal die auch heute noch in revisionistischen Kreisen verbreitete Auffassung von der »sauberen Wehrmacht« ad absurdum. Es ist zu wünschen, dass dieses Werk breit rezipiert wird.

Sara Berger

Fritz Bauer Institut

¹ Chaja Boebel, Frank Heidenreich, Lothar Wentzel (Hrsg.), *Vernichtungskrieg im Osten und die sowjetischen Kriegsgefangenen*, Hamburg 2012.

² Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Bonn 1997 (zuerst 1978).

Der »kalte Blick« der »Rassenkunde«



Margit Berner

*Letzte Bilder. Die »rassenkundliche«
Untersuchung jüdischer Familien im
Ghetto Tarnów 1942*

Berlin, Leipzig: Hentrich & Hentrich,
2020, 292 S., € 39,–

Im Frühjahr 1942 reisten zwei junge Wissenschaftlerinnen, Dr. Dora Maria Kahlich, Assistentin am Anthropologischen Institut der Universität Wien, und ihre Kollegin, Dr. Elfriede Fliethmann, damals beschäftigt beim Institut für deutsche Ostarbeit in Krakau, in die Stadt Tarnów. Im dortigen Ghetto vermaßen und fotografierten sie – unterstützt vom Fotografen und Fotokünstler Rudolf Dodenhoff – vom 23. März bis 4. April 1942 insgesamt 106 jüdische Familien, bestehend aus 656 Männern, Frauen und Kindern. Den beiden Wissenschaftlerinnen ging es darum, die Vererbung »rassischer Merkmale« im intergenerationellen Vergleich zu analysieren, daher untersuchten sie Familien. Sie hofften zudem, in der galizischen Stadt – die seit dem 19. Jahrhundert über eine blühende jüdische Gemeinde verfügte und in der sich im Frühjahr 1942, bedingt durch Zwangsumsiedlungen und Vertreibungen, etwa 30.000 Juden befanden – »die typischsten Vertreter des ursprünglichen galizischen Judentums zu finden«. Kahlich und Fliethmann wussten, dass Eile geboten war, da den Bewohnern des Ghettos die Deportation drohte. Zwischen Juni und November 1942 wurde in insgesamt drei »Aussiedlungsaktionen« das Gros der in Tarnów lebenden Juden in das Vernichtungslager Belzec deportiert, mehrere Tausend mit unfassbarer Brutalität gleich vor Ort erschossen oder erschlagen. Im Herbst 1943 wurden dann die letzten Überlebenden nach Auschwitz deportiert, die Nationalsozialisten nannten dies »Aktion judenrein«. Aus Kahlichs und Fliethmanns Untersuchungsgruppe überlebten nur 26 Personen, alle anderen fielen dem Holocaust zum Opfer.

Es ist das Verdienst Margit Berners, dass wir überhaupt von diesen wenigen Überlebenden wissen und dass ihre Geschichten hier vorgestellt werden – wie überhaupt das ganze Buch ein bemerkenswerter Glücksfall ist. Margit Berner, Kustodin des Anthropologischen Instituts der Universität Wien, fand dort vor Jahrzehnten eine Kiste mit anthropometrischen Aufnahmen, beschriftet mit »Tarnower Juden 1942« aus dem Nachlass Kahlichs. Nach ausgiebigen Recherchen gelang es Berner, die Kontexte der Musterungsaktion zu erhellen, die wenigen Überlebenden aufzuspüren und zu vielen Familien Privatfotos zu sammeln. Diese konfrontiert sie nun mit den anthropometrischen Aufnahmen. Der »kalte Blick« der Rassenforscherinnen begegnet dem »warmen Blick« der Familien- und

Alltagsfotografien. Beides wird kontextualisiert durch Informationen über die gemusterten Familien, ihre Familiengeschichten und Todesumstände, wo immer möglich werden Berichte der wenigen Überlebenden ergänzt. Eingebettet ist diese Darstellung in luzide Erklärungen zur Geschichte jüdischer Kultur und jüdischen Lebens in Tarnów, zur Ermordung der Tarnówer Juden und zu den Forschungsinteressen der beiden Wissenschaftlerinnen. Herausgekommen ist ein einzigartiges Dokument gegen das Vergessen, das zugleich Anknüpfungspunkte für die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, die Geschlechtergeschichte und die Gattung der Opfer-Gedenkbücher bietet. So wird deutlich, welchen Spielraum Rassenforschung als staatlich geförderte Auftragsforschung karrierewilligen Wissenschaftlerinnen bot und wie Wissensbestände über Vererbung von »Rassemerkmalen« konstituiert und tradiert wurden. Auch zeigt sich, dass die kriegsbedingte Abwesenheit männlicher Kollegen Chancen für Wissenschaftlerinnen bereithielt, die diese enthusiastisch ergriffen – getreu der Devise Kahlichs: »Zeigen, dass auch Frauen etwas können!« (S. 222) Als Gedenkbuch ist der Band besonders, weil das Arrangement offizieller und privater Bilder, verbunden mit Informationen zum Schicksal der Familien und wo immer möglich persönlichen Erinnerungen, den Opfern ihre Geschichte wiedergibt. Auch der Abdruck der Texte auf Deutsch und Englisch zugleich erleichtert die Funktion als Gedenkbuch.

Die Publikation ist schließlich auch Begleitband der Ausstellung »Der kalte Blick«, die ebenfalls die Arbeit der beiden Anthropologinnen und das Schicksal ihrer Probandinnen und Probanden thematisiert und unter anderem in der Stiftung Topographie des Terrors in Berlin zu sehen war. Doch Berner zeigt hier auf völlig unaufdringliche Weise sehr viel mehr: Sie gibt den Opfern und ihren Familien ihre Würde zurück, entreißt sie dem Vergessen, gegen die Absicht der totalen Vernichtung, aber auch entgegen der Absicht der Wissenschaftlerinnen, sie nur als Untersuchungsmaterial zu benutzen.

Isabel Heinemann
Münster

Es geht vor allem um die Gegenwart



Joanna Ostrowska, Joanna Talewicz-Kwiatkowska, Lutz van Dijk (Hrsg.)

Erinnern in Auschwitz –

auch an sexuelle Minderheiten

Berlin: Querverlag, 2020, 264 S., € 18,-

Erst auf den zweiten Blick ist mir aufgefallen, dass der Titel dieses Sammelbandes darauf hinweist, wo das Erinnern stattfindet – nicht darauf, wo die Verbrechen stattfanden, an die erinnert wird. Genau darauf liegt der Schwerpunkt der Beiträge. Es geht um Kämpfe und Bemühungen darum, wie – beziehungsweise dass überhaupt – an die Häftlinge mit dem Rosa Winkel erinnert wird. Das Buch bietet aber auch in gut lesbarer Form einen Einblick in den Forschungsstand über die Schicksale von nach dem §175 verurteilten Männern sowie von lesbischen Frauen, Transsexuellen und anderen Angehörigen sexueller und geschlechtlicher Minderheiten in Konzentrationslagern, vor allem in Auschwitz. Das Anliegen der Herausgeberinnen und des Herausgebers ist es nicht zuletzt, die erinnerungspolitische Entwicklung, was diese Verfolgtengruppe betrifft, besonders in Polen zu beleuchten. In dieser Hinsicht ist es ein zentrales Anliegen des Bandes, die unter starkem politischem Druck stehende LGBTIQ-Bewegung in Polen zu unterstützen.

Die Dominanz von Homophobie in der polnischen Gesellschaft und Politik ist Thema des Kapitels »Praktische Konsequenzen«. Mariusz Kruc beschreibt die aktuelle Entwicklung der Bewegung und ihre Bezugnahme auf die Verfolgungsgeschichte: »Wir haben bereits eine Gegenwart, da wir begonnen haben, uns unsere Vergangenheit anzueignen« (S. 198). Im selben Kapitel stellt Daniel Baranowski die Arbeit der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld vor. Sie nutzt in der Bundesrepublik heute die mühsam erkämpften Möglichkeiten der staatlich geförderten Dokumentation und Erforschung der Verfolgungs- und Emanzipationsgeschichte von Personen der – wie Magnus Hirschfeld das nannte – »sexuellen Zwischenstufen«.

Der Band schließt mit der von Rainer Hoffschildt erarbeiteten Dokumentation von 136 Biografien von Häftlingen, die in Auschwitz nach §175 inhaftiert waren. Diese Auflistung ist nicht vollständig, aber die bislang umfangreichste, die publiziert wurde. Wie mühsam der Weg zu einer solchen Sichtbarkeit der Präsenz von Homosexuellen in KZ-Gedenkstätten nicht nur in Polen war, wird in Lutz van Dijks Beitrag »Endlich weiß ich mehr« deutlich. Diese autobiografische Erzählung erschließt die Veränderung des öffentlichen

Umgangs mit Homosexualität seit den 1970er Jahren am Beispiel der Erinnerungskultur. Der Band erweitert aus verschiedenen Perspektiven den Blick auf die queere Geschichte des Holocaust (Anna Hájková) und auf Fragen des Erinnerns und der Erinnerungspolitik (S. 150–154). Insa Eschebach macht die Konfliktlinien deutlich, die vor dem Hintergrund der politischen Heterogenität der Häftlingsgesellschaft in Ravensbrück in der Gegenwart wirkmächtig sind. Bei Gedenkveranstaltungen wird die Konkurrenz zwischen polnischen Abtreibungsgegnern und feministischen deutschen Demonstrantinnen und Demonstranten öffentlich. Diese Konfrontation interpretiert Eschebach schlüssig als Teil der Auseinandersetzung über die Überwindung der »Undenkbarkeit und Unausprechlichkeit« lesbischer Identitäten (S. 59).

Insgesamt funktioniert dieses Buch als ein Beispiel dafür, wie ein historisches Thema in seiner aktuellen Brisanz erkennbar wird, indem seine unterschiedlichen Erfahrungsräume zugänglich gemacht werden. Subjektive, biografische und auch politisch positionierte Texte stehen neben sachlichen Forschungsberichten. Rüdiger Lautmann macht das in seinem Forschungsbericht deutlich, der autobiografische Facetten nutzt, um die Veränderung des Blicks auf die Gruppe der homosexuellen Häftlinge in Konzentrationslagern seit den 1970er Jahren zu analysieren. Die Überwindung der Konkurrenz zwischen Opfergruppen der NS-Verfolgung ist ihm ein Anliegen, dessen Realisierung er durch das Konzept der Ko-Erinnerung beziehungsweise der Multidirectional Memory erwartet (S. 108). Allerdings sieht er in der gängigen Verwendung der nationalsozialistischen Definitionen für die Verfolgtengruppen nicht zuletzt in der Forschung ein großes Hindernis auf diesem Weg. Hier fehlt in der Argumentation der nächste Schritt, den Michael Rothberg als Entwicklung einer »ethic of comparison« beschreibt. Lautmann sieht hingegen in der »Identitätsbildung aufgrund der Geschichte der Verfolgung« eine Chance, die »Gleichgeschlechtliche« ebenso haben wie Juden (S. 111).

In der Einleitung formulieren die Herausgeberinnen und der Herausgeber eher eine generelle politische Forderung: »Die Zeit ist gekommen zu erkennen, dass ein Erinnern an nicht-heteronormative Opfer in Auschwitz heute von Vorteil für alle Teile der Gesellschaft ist – nicht nur in Polen und Deutschland« (S. 19). Der Band macht deutlich, dass Chancen für die Realisierung dieser Erwartung erkämpft wurden. Es bleibt aber noch viel zu tun.

Gottfried Kößler
Frankfurt am Main

Zeugnisse des Massenmords



Wassilij Grossmann

Die Hölle von Treblinka

Wien: new academic press, 2020, 102 S.,

€ 12,–

Im September 1944 betrat der sowjetische Schriftsteller und Journalist Wassili Grossman das Gelände des ehemaligen deutschen Mordlagers Treblinka. Er begleitete zuvor als Korrespondent der Armeezeitung *Roter Stern* die sowjetischen Streitkräfte auf dem Weg nach Westen und reiste nun mit einer Gruppe Offiziere von Lublin aus nach Treblinka. In nur 14 Monaten waren in dem dritten Lager der »Aktion Reinhardt« mindestens 850.000 Jüdinnen und Juden ermordet worden. Obwohl das deutsche SS-Kommando nach seinem Abzug versucht hatte, alle Spuren zu verwischen, fanden sich überall Überreste und Zeugnisse des Massenmords. Grossman notierte: »Die Erde speit Knochensplitter aus, Zähne, Sachen, Papiere, sie will das Geheimnis nicht bewahren. [...] Da sind sie – die halbvermoderten Hemden der Ermordeten, Hosen, Schuhe, grün angelaufene Zigarettentuis, Uhr-
rädchen, Taschenmesser, Rasierpinsel, Leuchter, Kinderschuhchen mit roten Pompons [...] und ganze Haufen von Geschirr klettern aus den Erdspalten an die Oberfläche« (S. 74).

Wassili Grossman (1905–1964) stammte aus einer jüdischen Familie im zentralukrainischen Berdytschiw. Als Mitglied des Jüdischen Antifaschistischen Komitees (JAK) reiste er seit 1943 durch die befreiten sowjetischen Gebiete, um über die Zerstörungen und den Massenmord zu berichten. Das JAK war unter der Leitung von Ilja Ehrenburg damit beauftragt worden, eine Dokumentation über die deutschen Massenverbrechen zusammenzustellen. Das Erscheinen des daraus hervorgegangenen *Schwarzbuchs*, in dem Grossmans Berichte eine zentrale Rolle spielen sollten, wurde nach Kriegsende aus politischen Gründen vom Zentralkomitee verhindert. Einige Texte wurden jedoch schon während des Krieges veröffentlicht, darunter der Essay »Die Hölle von Treblinka«, der im November 1944 in der sowjetischen Literaturzeitschrift *Znamja* erschien. Im Jahr 1946 wurde eine erweiterte Fassung fast zeitgleich in Moskau und Wien publiziert und blieb in der Sowjetunion über lange Zeit eine der wenigen ausführlichen Schilderungen über den Holocaust.

Wassili Grossman griff auf die Berichte von mindestens fünf Überlebenden zurück und befragte zudem Bewohnerinnen und Bewohner aus der Umgebung sowie zwei festgenommene Trawniki-Männer aus der Wachmannschaft des Lagers Treblinka. Zusätzlich

zu seiner Beschreibung des ehemaligen Lagergeländes nahm er auch die bereits verfügbaren Informationen über den deutschen Entscheidungsprozess zum Mord an den europäischen Jüdinnen und Juden in den Text mit auf. Grossman gelang damit bereits während des Krieges eine bemerkenswerte Darstellung der Geschichte des deutschen Mordlagers.

Die nun vorliegende Neuauflage des Buches, die nicht nur in der Übersetzung, sondern auch im äußeren Erscheinungsbild der Originalausgabe gleicht, reiht sich in eine erfreuliche Entwicklung ein, in der in den letzten Jahren vermehrt frühe Zeugnisse von Überlebenden sowie Berichte von Untersuchungskommissionen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit für ein breiteres Publikum zugänglich gemacht wurden. Viele von ihnen fanden zum Zeitpunkt ihrer Erstveröffentlichung nur eine sehr begrenzte Verbreitung.

Wie auch andere frühe Zeugnisse bietet der Text von Grossman einen spannenden Einblick in das Wissen, das bereits vor dem Ende des Krieges über die deutschen Massenverbrechen verfügbar war. Zwar saß er auch verschiedenen Gerüchten und Fehlinformationen auf, es gelang ihm aber, in seiner Erzählung bereits zahlreiche Elemente zu verbinden, auf denen bis heute die Darstellungen der Lagergeschichte Treblinkas beruhen. In literarisch besonderer Form widmet er sich zwei Aspekten: der Bestialität der deutschen Täter sowie dem würdevollen Andenken an die unzähligen, namenlosen Opfer des Lagers, die sich immer wieder mutig ihren Mördern widersetzt hatten. Ohne besondere Hervorhebung spiegelt der Text zudem einen weiteren, für das Verständnis der Lagergeschichte wichtigen Aspekt wider: die Interaktion zwischen dem Lager und seiner Umgebung. Trotz aller Geheimhaltungsbemühungen und seiner Abgelegenheit war das Vernichtungslager keinesfalls ein unbekannter, hermetisch abriegelter Ort. Die Bahnstation Treblinka, von der ein Nebengleis auf das Lagergelände führte, wurde zu jeder Zeit fahrplangerecht mit Personenverkehr angefahren. Das Dorf Wólka-Okrąglik war nur 1.500 Meter entfernt, und die Felder und Äcker, die auch während des Mordgeschehens bestellt wurden, grenzten unmittelbar an den Lagerzaun. Die Verbrennung der Leichen unter freiem Himmel legte zudem einen unerträglichen Schleier über die Umgebung in einem Umkreis von Dutzenden Kilometern. Anwohnerinnen und Anwohner berichteten Grossman sogar von den Schreien der Opfer. All dies fasste der Autor in einer immer wieder bemerkenswerten Sprache zusammen.

So ist der Text für die heutige Leserschaft stets beides, ein Einblick in die erste Phase der Berichterstattung über die deutschen Verbrechen und ein beeindruckendes Dokument über die Lagergeschichte Treblinkas. Für die historische Einordnung sorgen eine Einführung von Dieter Pohl und eine biografische Skizze zur Person Wassili Grossman von Irina Scherbakowa in ihrem Nachwort.

Andreas Kahrs
Berlin

Homosexuellengeschichte



Norman Domeier u.a. (Hrsg.)

Gewinner und Verlierer.

*Beiträge zur Geschichte der
Homosexualität in Deutschland im
20. Jahrhundert*

Göttingen: Wallstein, 2015, 112 S., € 9,90



Michael Schwartz

Homosexuelle, Seilschaften, Verrat.

*Ein transnationales Stereotyp im
20. Jahrhundert*

München: Oldenbourg, 2019, 376 S.,
€ 24,95

Lange galt Homosexualitätsgeschichte »als ein wenig seriöses und geradezu karriereschädlich[es]« (S. 7) Forschungsfeld, wie es in der Einleitung zu *Gewinner und Verlierer. Beiträge zur Geschichte der Homosexualität im 20. Jahrhundert* heißt. Trotz dieser Marginalisierung erschienen in den letzten Jahren zahlreiche Publikationen zu dem Themengebiet.

Der Band beruht auf Vorträgen auf dem Deutschen Historikertag 2014 in Göttingen. Die fünf chronologischen Kapitel vermitteln einen hervorragenden Überblick über verschiedene Schwerpunkte der Homosexuellengeschichte im 20. Jahrhundert. Gleichzeitig bieten sie eine willkommene, übersichtliche Intervention zu gängigen Narrativen und erweitern mit kritischen Fragestellungen das Verständnis von Homosexuellengeschichte(n).

Norman Domeier untersucht den Eulenburg-Skandal zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eine von dem Journalisten Maximilian Harden angestoßene Skandalisierung von Dekadenz und Homosexualität im Umfeld von Kaiser Wilhelm II. Die erstmalige Sichtbarmachung von Homosexualität, verbunden mit homophoben Narrativen in Massenmedien, war ein Rückschlag für die Homosexuellenbewegung. Gleichzeitig trug sie jedoch zur Liberalisierung von Heterosexualität(en) bei. So »wirkte das Sprechen über Homosexualität regelrecht befreiend und erwies sich der Eulenburg-Skandal als großer Wissensproduzent; beides bezweckte allerdings keine Toleranz für Homosexuelle, sondern mehr sexuelle Freiheiten für Heterosexuelle« (S. 21).

Am Beispiel einer Ausstellung in der Topographie des Terrors in Berlin hinterfragt Martin Lücke die Darstellung Homosexueller in den »Goldenen Zwanzigern« in der Weimarer Republik, welche damals vermeintlich eine »Blüte« (S. 28) erlebte. Der Autor zeigt am Beispiel des Stummfilms *ANDERS ALS DIE ANDERN* sowie anhand von Homosexuellenzeitschriften, wie diese anständige, randständige und hegemoniale Männlichkeitsbilder konstruierten. Von Emanzipation konnte demnach keine Rede sein. Folgerichtig schlägt Lücke eine kritischere Betrachtungsweise der Weimarer Republik vor, die die andauernde Unsichtbarmachung und Stigmatisierung von Homosexualität(en) in den Blick nimmt.

In seiner Untersuchung zu Depromotionen an der Hansischen Universität (Universität Hamburg) während des Nationalsozialismus erweitert Rainer Nicolaysen das Begriffspaar Gewinner und Verlierer um den Begriff der Würde, da »die Nationalsozialisten systematisch zwischen »würdigen« und »unwürdigen« Trägern von Dokortiteln« (S. 46) differenzierten. Insgesamt entzog die Universität, welche wie andere Universitäten einen Handlungsspielraum besaß, zwischen 1936 und 1945 59 Dokortitel. Die sechs Fälle von Depromovierung auf der Grundlage von § 175 StGB analysiert Nicolaysen eingehend, indem er unter anderem die gegen die Beschlüsse erhobenen Widersprüche sowie die wirtschaftlichen und sozialen Nachteile der Entwürdigung beleuchtet, die oft unumkehrbar waren. Im Gegensatz zu emigrierten Wissenschaftlern rehabilitierten Universitäten in der jungen Bundesrepublik Personen, die aufgrund des NS-Strafrechts verurteilt wurden, nicht. So fordert der Autor zu Recht, alle »vollzogenen Doktorgradentziehungen als NS-Unrecht anzusehen und damit alle Depromovierten zu rehabilitieren« (S. 60).

Die Impulse und neuen Ansätze für die deutsche Geschichtsschreibung, die die Homosexuellengeschichte bieten kann, zeigt Maria Borowski am Beispiel von Schwulen und Lesben in der frühen DDR auf. Zu Beginn reflektiert die Autorin kritisch die Dichotomie von Gewinnern und Verlierern in der Moderne und rekurriert dabei auf das Buch *The Queer Art of Failure* von Judith (Jack) Halberstam. Borowski erklärt diesen instruktiven Ansatz wie folgt: »Wenn Verlieren als ein Lebensmotto definiert und nicht automatisch als etwas weniger Wertvolles als Gewinnen interpretiert wird, dann verändert sich die Betrachtungsweise auf den historischen Aspekt.« (S. 68) Diese Herangehensweise mit den »drei Übersetzungsmöglichkeiten des Begriffs *failure*« (S. 68) erlaubt es der Autorin, für die Zeit der frühen DDR Versäumnisse, Versagen und das Nichterreichen von Zielen in den von ihr geführten Interviews mit fünf Frauen und acht Männern zu untersuchen. Borowskis Ansatz ermöglicht, um ein Beispiel zu nennen, eine einleuchtende Perspektivverschiebung, die auf das Versagen des Staates aufmerksam macht, der gleichgeschlechtlich Liebende nicht umfassend unterstützte.

Zum Schluss untersucht Michael Schwartz mediale Reaktionen auf die Sexualrechtsreformen zwischen 1969 und 1980. Während sich Begriffe änderten, etwa von homophil zu homosexuell,

schrieben insbesondere kirchliche und Boulevardmedien gegen die Reformen und Homosexualität an. Denn: »Zugleich aber war mit der Entkriminalisierung der Erwachsenen-Homosexualität keinesfalls eine gleichwertige gesellschaftliche Anerkennung verbunden.« (S. 85) Parallel dazu erschienen im *Spiegel* und *Stern* immer wieder Titel und Artikel zur Liberalisierung des Strafrechts oder über Frauen liebende Frauen, welche jedoch oft die Andersartigkeit einer Minderheit betonten.

Die Medien sowie ihr Umgang mit Skandalen um Homosexualität(en) stehen ebenfalls in der Monografie *Homosexuelle, Seilschaften, Verrat. Ein transnationales Stereotyp im 20. Jahrhundert* von Michael Schwartz im Fokus. Im Vorwort erhebt der Autor den Anspruch, die Geschichte verschiedener Länder wie die Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens, Österreich-Ungarns, der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion »miteinander zu verknüpfen«, und betont die »transnationale und letztlich globalhistorische Perspektive des vorliegenden Buches« (S. XI). Sein Blick auf homosexuelle Seilschaften und Verräter ermöglicht es ihm, Verbindungslinien zwischen verschiedenen öffentlichen Skandalisierungen zu ziehen. Hierfür greift er nicht nur auf mediale Debatten zurück, sondern berücksichtigt auch zeitgenössische Publikationen und Memoiren. Die Topoi Seilschaften und Verrat erscheinen im 20. Jahrhundert immer wieder, wie etwa bei der eingangs genannten Skandalisierung im Fall Eulenburgs im deutschen Kaiserreich. Allerdings erfolgte keine ähnliche Skandalisierung der Person Wladimir Meschtscherskis, eines engen Beraters von Zar Nikolaus II., in Russland. Der Autor konstatiert: »Der entscheidende Faktor scheint somit in der unterschiedlichen soziokulturellen Bereitschaft einander bekämpfender Elitegruppen zu bestehen, die Homosexualität politischer Gegner zu skandalisieren. Dies geschah im zaristischen Russland nicht, obschon dort homosexuelle Handlungen religiös verurteilt wurden und mit Strafverfolgung bedroht waren.« (S. 39) Die Konsequenz, zumindest in Deutschland, »bestand jedoch nicht in der Stigmatisierung des einen oder anderen Individuums, sondern in der Konstruktion des Feindbildes einer *bedrohlichen homosexuellen Clique*« (S. 60). Im Zuge solcher Skandale entwickelte sich zusätzlich das Narrativ der Männer liebenden Männer Internationale, das antisemitischen und antikommunistischen Verschwörungserzählungen gleich. Zugleich wurden diese Männer als Sicherheitsrisiken porträtiert, da sie eher zum Landesverrat neigten. In den folgenden Kapiteln untersucht der Autor zahlreiche Fälle von Geheimnisverrat, darunter den des österreichisch-ungarischen Generalstabsobersten Alfred Redl, eines russischen Spions, dessen Enttarnung kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs erfolgte und der Suizid beging; den des Iren Roger Casement, der sich für die Unabhängigkeit Irlands einsetzte und 1916 zum Tode verurteilt wurde; den Ernst Röhm; den der »Cambridge Five« und der Intersektion von Homosexualität und Kommunismus in England; den des ersten Präsidenten

des Verfassungsschutzes in der BRD (1950–1954) Otto John und des stellvertretenden NATO-Oberbefehlshabers in Europa, Günter Kießling, dem 1983 bis 1984 Homosexualität unterstellt und ein vermeintliches Sicherheitsrisiko zugeschrieben wurde. Der Autor weist zu Recht darauf hin, dass dieses Sicherheitsrisiko lediglich auf der Einstellung der Bundeswehr zur Homosexualität basierte: »Was die Bundeswehr anging, machte der Zwang zur Geheimhaltung aus Sicht derselben Institution, die ihn erzeugte, Homosexuelle – zumal Soldaten und erst recht Generäle – für feindliche Geheimdienste erpressbar und damit hochgradig bedrohlich.« (S. 280) Trotz der noch 1984 erfolgten Rehabilitierung ist die Frage zu stellen, wie die Medien, Politik und Öffentlichkeit auf den Beweis gleichgeschlechtlicher Handlungen reagiert hätten.

Die intensive Beschäftigung mit angelsächsischer Literatur sowie die Fokussierung auf die Verbindung von Seilschaften, Verrat und Homosexuellen sind Stärken der Studie von Schwartz. Die Darstellung jedoch erschöpft durch die langatmige, deskriptive und übersättigte Erzählung, die zu viele, eigentlich je für sich spannende Geschichten zusammenführen möchte. Dies gelingt nicht immer, und an manchen Stellen erscheinen die bemühten Personen, aber auch Quellenverweise zusammenhangslos. Ebenso fehlt eine konzeptionelle Rahmung: Eine tiefgehende Erläuterung des transnationalen Ansatzes bleibt der Autor schuldig. Eine dezidierte Heranführung an das Thema in der Einleitung und ein fundiertes Schlusskapitel mit prägnant herausgearbeiteten Ergebnissen hätten dem Buch gutgetan. Auch klare Überleitungen zwischen den Kapiteln und kurze Zusammenfassungen derselben hätten für die nötige Stringenz gesorgt.

Beide hier besprochenen Publikationen konzentrieren sich (erklärtermaßen) stark auf Männer. So wäre es wünschenswert, künftig den Fokus vermehrt nicht nur auf Frauen, sondern auf *queere* Geschichte insgesamt zu richten. Hier bietet insbesondere die angelsächsische Forschung, auch im Hinblick auf die Situation in Deutschland, exzellente Forschungsansätze.

Florian Zabransky
Frankfurt am Main

Besuche in Konzentrationslagern



Kerstin Schwenke

Öffentlichkeit und Inszenierung.

Besuche in nationalsozialistischen Konzentrationslagern zwischen 1933 und 1945

Berlin: Metropolis, 2021, 572 S., € 29,—

Die Frage nach dem Wissen der Deutschen über die Verbrechen in den Konzentrationslagern beschäftigt die Forschung seit vielen Jahren. Die engen Verbindungen zwischen den Konzentrationslagern und Behörden, Wirtschaft sowie Zivilbevölkerung sind für viele Lagerstandorte bereits beschrieben worden. Dennoch dominiert die Vorstellung, dass die SS das Innere der Lager durch hermetische Abriegelung erfolgreich verbergen konnte. Dieses Diktum transportiert gleichzeitig die Mutmaßung, dass eine direkte Konfrontation mit dem Geschehen in den Lagern Besuchenden die Augen über das Wesen des Systems geöffnet hätte.

Beide Annahmen widerlegt auf vielschichtige Weise Kerstin Schwenke in ihrer nun publizierten Dissertation, die sie 2019 an der Ludwig-Maximilians-Universität München verteidigte. Sie zeigt, wie alltäglich, insbesondere bis 1938, KZ-Besuche waren – vor allem in den »Modelllagern« Dachau und Sachsenhausen. Dabei macht sie deutlich, dass die Wahrnehmung der Lagerwirklichkeit stets davon abhing, was die Besuchenden sehen wollten: »Wer von Grausamkeiten überzeugt war, konnte diese erkennen – etwa im Blick und Verhalten der eingesperrten Menschen, im Fehlen von Privatsphäre oder in der Belastung durch schwere Arbeit. Wer dies nicht wahrhaben wollte, sah aufgeräumte und ordentliche Lager in der Tradition von Strafvollzug und Militär.« (S. 501)

Nach einem Überblick über das ständig angepasste Regelwerk, nach dem SS und Gestapo Besuchsgenehmigungen erteilten, beschreibt Schwenke die Motive von sechs Personengruppen für eine Lagerbesichtigung und die Reaktionen, welche Letztere hervorriefen, die Intentionen der SS sowie die Folgen für die Häftlinge im sich funktionell wandelnden KZ-System. So geht es in Kapitel III um Besuche von Angehörigen einzelner (ausschließlich deutscher) Häftlinge, die willkürlich genehmigt wurden. Einfühlsam schildert Schwenke die ambivalente Wirkung der Besuche auf die Häftlinge, die Freude, aber auch Scham und Ohnmachtsgefühle hervorriefen, da es nicht möglich war, über die eigenen Erfahrungen adäquat zu sprechen.

Die in Kapitel IV dargestellten Besuche von SS-Führern, Mitarbeitern der Inspektion der Konzentrationslager und des Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes der SS hatten vor allem den Charakter von

Inspektionen, dienten aber auch dem Wissenstransfer und führten nicht selten zu weiter reichenden Entscheidungen über die Entwicklung des Lagers.

Das längste Kapitel ist den für »Volksgenossen« organisierten Besichtigungen gewidmet, die oftmals Teil der »weltanschaulichen Schulung« in verschiedenen Bereichen waren. Vor Vertretern von Staat, Verwaltung, Wirtschaft, Justiz und Wehrmacht inszenierte die SS die Lager als eine legitime und gesellschaftlich akzeptierte Institution, die dem Ziel diene, eine intakte »Volksgemeinschaft« herzustellen. Beschrieben sind auch Gruppen, die aus Gründen der beruflichen Zusammenarbeit mit der SS die Lager aufsuchten, wie Mediziner, Rasseforscher, Vertreter von Baufirmen oder Rüstungsunternehmen. Nach einem kurzen Kapitel über Künstlergruppen, die zur Unterhaltung der Lager-SS engagiert wurden, geht es in Kapitel VII um Besucher aus dem demokratischen Ausland, von denen man einen kritischen Blick oder gar Proteste erwarten würde. Viele von ihnen kamen aus rein journalistischer Neugier, andere, wie zum Beispiel die Quäker, auch mit humanitären Absichten. Als sie feststellten, dass sie nur wenig über die wahren Zustände erfuhren und Gefahr liefen, das System durch ihre Anwesenheit anzuerkennen und zu stützen, unterließen sie weitere Besichtigungen. Im Kapitel VIII nimmt Schwenke die Besuche von »ideologisch nahestehenden« Institutionen aus dem Ausland unter die Lupe, denen die Lager vor allem als Erfolgsmodell für die politische Gegnerbekämpfung präsentiert wurden. Im anschließenden Resümee analysiert sie ihre Ergebnisse, indem sie sie nach den Kategorien Raum, Zeit, Motivationen der Besucher, Folgen für die Häftlinge sowie Aufwand und Nutzen für die SS gegen den Strich bürstet.

Die fast enzyklopädisch zusammengetragenen Informationen ermöglichen es der künftigen Forschung, sich über Besuchergruppen und Besuchsmotive gezielt einen Überblick zu verschaffen und die wichtigen Quellen zu erfassen.¹ Schwenke schlägt mit ihrer Arbeit eine Schneise in ein unbeackertes Themenfeld. Für Untersuchungen dieser Art ist oft ein sehr hoher Rechercheaufwand nötig, da die Quellen verstreut und fast nie themenspezifisch in Findbüchern verschlagwortet sind. Die Forschung zum KZ-System benötigt aber gerade diesen Wechsel von der Fokussierung auf einzelne Lagerkomplexe zu lagerübergreifenden Fragestellungen, die in ihrer zeitlichen Entwicklung untersucht werden. Kerstin Schwenke hat dies gut lesbar und klug strukturiert vorgemacht.

Andrea Rudorff

Fritz Bauer Institut

¹ Mehrere Besuchsprotokolle, wie das von Justizvertretern in Auschwitz im Juni 1944 oder von Maurice Rossell in Auschwitz im September 1944, sind inzwischen ediert in: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, hrsg. von Susanne Heim u.a., Berlin, Boston 2018, Bd. 16, Dok. 124 und 143.

Neue Perspektive der Ghettoforschung



Carlos Alberto Haas

Das Private im Ghetto.

Jüdisches Leben im deutsch besetzten

Polen 1939 bis 1944

Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 370 S.,

€ 32,–

Als Teil eines Forschungsprojekts am Institut für Zeitgeschichte über das »Private im Nationalsozialismus« ist nun Carlos Albert Haas' preisgekrönte Dissertation über *Das Private im Ghetto* erschienen. Hierin geht Haas von einem Verständnis des Privaten als »Set sozialer Praktiken« aus, »mit deren Hilfe Ghibtobewohner Nähe oder Distanz bewahren« konnten (S. 12). Diese Praktiken begreift er nicht als statisch, sondern er schaut sie sich in ihrer historischen Entwicklung in den zwei Großstadtghettos Warschau und Łódź (Litzmannstadt) sowie in den Ghettos der Kleinstädte Tomaszów Mazowiecki (Tomaschow) und Piotrków (Petrikau) an. Im Einzelnen nimmt er dabei in systematischen Kapiteln das Private im Verhältnis zu den zeitlichen und räumlichen Strukturen, die Gestaltung des Verhältnisses der Einzelnen zu ihrem jeweiligen sozialen Nahbereich sowie den Themenbereich von Religion und Glauben in den Blick.

Haas beginnt seine Studie mit einer äußerst gelungenen Einführung, in der er unter anderem die Protagonistinnen und Protagonisten des Buches vorstellt. In ihren Biografien verschränkt er die Vorkriegszeit mit der Besatzungszeit und bietet den Leserinnen und Lesern zugleich eine gute Orientierungshilfe, die die weitere Lektüre erleichtert. Überdies kann er so den Einschnitt deutlich konturieren, den die deutsche Besatzung für die betroffenen Menschen bedeutete – Selbstverständlichkeiten wurden plötzlich infrage gestellt, nahezu alle Rahmenbedingungen änderten sich, häufig schockartig. Eindrucksvolles Beispiel hierfür ist Rabbi Szymon Huberband in Petrikau und die Art, wie er zur Bewältigung der Umwälzungen den Glauben heranzog, der ihm, auch angesichts des Verlusts seiner Familie, ein »zeitliche[s] Korsett der Religion bot, als fast alles andere auseinanderbrach« (S. 83).

Eine Schwierigkeit, die Haas offen anspricht, ist der Umstand, dass vornehmlich sozial bessergestellte Personen Selbstzeugnisse hinterlassen haben. Daher sind ihre Perspektive und ihre Lebenswirklichkeit im Ghetto deutlich überrepräsentiert. Kompensieren lässt sich dies naturgemäß nur teilweise, indem er Zeugnisse etwa aus dem Ringelblum-Archiv heranzieht, in denen auch über die Wohnsituation armer Menschen berichtet wird. Haas benennt dies jedoch klar und zeigt die Grenzen des Materials transparent auf.

Die partielle Begrenztheit der Quellen zeigt sich auch beim Thema Liebe und Sexualität, das der Autor im Kontext der Frage von Nähe und Distanz behandelt. Wenn Ghibtobewohnerinnen und -bewohner über Sexualität schrieben, dann meist nicht über eigene Erfahrungen, sondern über die anderer: Sie beobachteten, dass körperliche Nähe im Ghetto angesichts der räumlichen Enge nur schwer auszuleben war und sich die Motive für Beziehungen wandelten, von emotionalen hin zu von der Not diktierten Beweggründen, denn mitunter boten Liebesbeziehungen oder Ehen vorübergehend Schutz oder eine bessere Versorgung. Diese Umstände trafen, so darf man mit guten Gründen vermuten, wohl gleichermaßen auf diejenigen zu, die sie im Hinblick auf andere notierten.

Ein weiterer zentraler Aspekt von Nähe und Distanz sind Familie und Freundschaften, die mehrfach gefährdet waren im Ghetto: Fehlende Privaträume sowie Tod und Verlust bedrohten beide, während vor allem die Familienbeziehungen durch mit wachsender Not zunehmende Konflikte sowie den Wandel der Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern und den Generationen unter Druck gerieten. Die Verwerfungen in diesem Bereich zeichnet der Autor eindrucksvoll, unter anderem auch auf der Grundlage von Scheidungsfällen, nach.

Carlos Alberto Haas zeigt in seiner Studie auf bemerkenswerte Weise, wie lohnend es sein kann, neue Fragen an schon vielfach konsultierte Quellen zu richten. Freilich beschränkt er sich nicht auf bereits bekannte Selbstzeugnisse wie das Tagebuch Chaim Kaplans. Vielmehr zieht er eine Vielzahl bisher unberücksichtigt gebliebener Aufzeichnungen heran und verschafft seiner Arbeit so eine überaus breite Grundlage, die beeindruckt. Da er zudem jiddische, polnisch- und deutschsprachige Texte nutzt, kann er ein umfassendes, empirisch gesättigtes und facettenreiches Bild vom Privaten im Ghetto und von dessen Transformationen zeichnen. Die Menschen schufen sich auf vielen Ebenen »ein Gegengewicht zu Chaos und Willkür der Ghibtorealität« (S. 325) – indem sie schrieben, Freiräume für Liebe suchten, religiöse Praktiken anpassten und verteidigten, sich auf neue räumliche und zeitliche Strukturen einstellten und vieles andere mehr. Das Private nutzt Haas gewinnbringend als »eine Sonde in die Mikroebene des Holocaust« (S. 333), mit deren Hilfe Verfolgte und Opfer stärker noch als Handelnde in den Blick geraten. Nicht jede Beobachtung ist neu, aber Haas bündelt die Aspekte gekonnt und erreicht analytisch mit Hilfe der Kategorie des Privaten eine neue Ebene, die inspirierend für weitere Forschungen sein kann.

Markus Roth

Fritz Bauer Institut

Frühe und späte Blicke auf Birkenau



Seweryna Szmagewska

Die Frauen von Birkenau

Aus dem Polnischen und mit einem
Nachwort von Marta Kijowska
Frankfurt am Main: Schöffling & Co.,
2020, 456 S., € 28,–



Ginette Kolinka (mit Marion Ruggieri)

Rückkehr nach Birkenau.

Wie ich überlebt habe

Aus dem Französischen von Nicola Denis
Berlin: Aufbau Verlag, 2020, 124 S.,
€ 18,–

Seit einigen Jahren schon interessieren sich Literaturwissenschaftler und Historiker in besonderem Maße für die frühen Zeugnisse von Überlebenden des Holocaust. Dabei werden zahllose Werke wiederentdeckt (vgl. dazu besonders die Datenbank www.fruehe-texte-holocaustliteratur.de). Manche Texte geraten überhaupt erstmals in den Blick, weil sie erst jetzt ins Deutsche übertragen werden, und das, obwohl sie an ihren Ursprungsorten längst zu Standardwerken geworden sind. Bei Seweryna Szmagewska Bericht *Die Frauen von Birkenau*, der 2020 in der hervorragenden Übersetzung von Marta Kijowska erschienen ist, kann man kaum glauben, dass er nicht schon früher hierzulande zu lesen war. Ohne Übertreibung wird man nämlich feststellen können, dass man über Auschwitz nicht wirklich sprechen kann, ohne sich auch, vielleicht sogar: vor allem, auf diesen Text zu beziehen, den Szmagewska im Februar 1945 zu schreiben begann. An Hinweisen auf die Bedeutung des Zeugnisses hat es in den letzten Jahrzehnten, gerade auch in deutschen Feuilletons, nicht gefehlt, wie Kijowska in ihrem präzisen Nachwort feststellt. Doch wie so oft ignorierten deutsche Verlage (und Leser) einen wichtigen Beitrag der polnischen Literatur, die es trotz ihrer unbestreitbaren Größe im westlichen Nachbarland schon immer schwer hatte, wirklich gehört zu werden. Für ihre Erinnerungen wählte Szmagewska, die schon vor dem Krieg als Literatin debütierte und in Warschau Soziologie studiert hatte, eine überraschende Perspektive, weil sie konsequent auf ein »Ich« verzichtete: »[D]urch das Schreiben in der ersten Person würde

ich Gefahr laufen, noch vor der Fertigstellung des Buches ein Porträt von mir selbst gezeichnet zu haben. Ich hätte damit zwangsweise einen Bericht über einen hartnäckigen, ja heldenhaften Gang durch alle Phasen des Lagerlebens verfasst. Doch ich wollte ja von den Millionen erzählen, die mein Schicksal geteilt haben. Also änderte ich meinen Erzählstil: Ohne aufzuhören, subjektiv zu sein, versuchte ich, mich selbst hinter den Fakten zu verstecken.« (S. 444) Dadurch entstand ein Text, der sich an der »Randzone des Romans« (Kazimierz Wyka) bewegt und doch auch die Vorzüge einer »dichten Beschreibung« (Clifford Geertz) avant la lettre besitzt: Vieles in ihm verdankt sich Szmagewska eigener Beobachtung, anderes den Erzählungen und Berichten ihrer Mitgefangenen. Natürlich gibt es Details, die mittlerweile durch die Forschung korrigiert sind, so etwa die Zahl der in Birkenau ermordeten Menschen, doch das schmälert die Wucht des Zeugnisses in keiner Weise: Zu genau sind dafür die Beobachtungen des Alltags, die nüchternen Darstellungen der Häftlingsgesellschaft, die Beschreibungen der Menschen, die verzweifelt versuchen, ihre Würde zu erhalten.

Immer wieder führt die Autorin den Leser trotz aller sprachlichen Distanzierung nahe heran an das, was es an Furchtbarem jeden Tag zu sehen gab: »Die nackten Leichen werden eilig auf der schneebedeckten Erde abgelegt. Bei ihnen bleibt nur Stille, denn die Lebenden gehen zu den Lebenden zurück, oder sie gehen zu den Sterbenden, um gegen den Tod zu kämpfen. Die Toten sind allein. Der Blick der Lebenden meidet diese Leichenberge wie schlechte Vorzeichen. Und sie, jeden Morgen neue, liegen unverändert unter dem grauen Himmel, täglich auf die gleiche Art, den ganzen Herbst und Winter über. Hab Mut einsame Gefangene, die zwischen den Baracken umherirrt; hab Mut, näherzukommen und zu schauen.« (S. 304)

Dreißig Monate musste Seweryna Szmagewska als politischer Häftling in Auschwitz verbringen: Zwar war sie Mitglied des polnischen Widerstands, doch führte erst eine nachgerade bizarre Episode zu ihrer Verhaftung und Verschleppung nach Birkenau. Auf einer Warschauer Straße blieb sie am 18. Juli 1942 einen Moment lang stehen, um ihre Brille zurechtzurücken, was ein zufällig sie beobachtender SS-Mann als ein geheimes Zeichen deutete. Im Lager musste sie im Effektenlager »Kanada« und in diversen Außenkommandos arbeiten. Als nichtjüdische Gefangene hatte sie einige wenige Privilegien: Sie konnte Briefe schreiben und empfangen, erhielt hin und wieder auch Pakete mit Nahrungsmitteln. Und sie war in der Lage, heimlich Aufzeichnungen anzufertigen, die die Grundlage für ihren Bericht bilden. Am 18. Januar 1945 musste sie auf einen Todesmarsch gehen, der das Ziel Groß-Rosen hatte. Mit einer Mitgefangenen gelangen ihr schon bald die Flucht und die Rückkehr in ihren Heimatort. Dort begann sie sofort, fieberhaft an ihren Erinnerungen zu schreiben. Schon im Dezember 1945 lag das Buch in den polnischen Buchläden aus, 1946 wurde es als Beweismittel im Nürnberger Prozess eingesetzt und bald darauf zur verbindlichen

Schullektüre. Zusammen mit Tadeusz Borowskis Erzählungen dürfte Szmaglewskas Werk, das eigentlich den (deutlich besseren, im Deutschen aber bereits durch Liana Millus Erzählungen belegten) Titel »Der Rauch über Birkenau« trägt, bis heute den größeren Einfluss auf das kollektive Auschwitz-Bild in Polen haben. Man kann dem Verlag und der Übersetzerin gar nicht genug dafür danken, dass dieser Bericht nun endlich auch in Deutschland seine Wirkung entfalten kann.

Unser Wissen um das größte Konzentrations- und Vernichtungslager erweitern freilich nicht nur die (Wieder-)Entdeckungen früher Zeugnisse, sondern noch immer auch Werke, die erst jetzt, rund 75 Jahre nach der Befreiung, entstehen. Ginette Kolinkas 2019 auf Französisch und 2020 auf Deutsch erschienene Erinnerungen *Rückkehr nach Birkenau. Wie ich überlebt habe* sind dafür ein herausragendes Beispiel. Zusammen mit ihrem Vater, ihrem kleinen Bruder und ihrem Neffen war Kolinka Anfang 1944 nach Birkenau deportiert worden – und nur sie überlebte. Lange schwieg sie über das, was sie als junge Frau erleben musste; erst als Steven Spielberg Zeitzeugen für seinen Film *SCHINDLERS LISTE* suchte, begann sie zu erzählen. Seitdem hört sie nicht mehr damit auf: vor allem vor Jugendlichen, die sie regelmäßig nach Auschwitz begleitet.

Wirklich überzeugt, dass diese Gespräche etwas bringen, ist sie nicht, zu sehr hadert sie mit der heutigen Erinnerungskultur – und letztlich auch mit der Gedenkstätte, in die sie nun regelmäßig zurückkehrt: »Von Weitem sah ich, wie am Feld entlang eine Gestalt näherkam. Zuerst traute ich meinen Augen nicht, dachte bei mir, ›Nein, das ist nicht möglich‹, doch ich hatte recht: eine Joggerin. Sie drehte ihre Runden, hier. Auf dieser lehmigen, nicht wiederzuerkennenden Erde, die so viele Tote gesehen hatte, in dieser Luft, die nach frischen Morgenstunden roch, nach Tau. Sie lief, unbeirrt. Mir stockte der Atem. Am liebsten hätte ich geschrien, ihr zugerufen: ›Bist Du verrückt?‹ Oder war ich es?« (S. 7 f.) Immer wieder ist sich Kolinka, die das Buch in Zusammenarbeit mit der Journalistin Marion Ruggieri verfasste, ihrer Erinnerungen nicht ganz sicher, korrigiert sie mit später erworbenem Wissen oder belässt es explizit bei den Unsicherheiten. Aber dann sind da doch auch die Bilder, die sich tief eingebrannt haben, die sie nicht vergessen kann: »Dieser Satz hallt noch siebzig Jahre später in mir nach. ›Für die Schwächsten gibt es Lastwagen.‹ In meiner Naivität, die für mich womöglich Rettung, für sie Verhängnis ist, denke ich an meinen Vater, der von den zurückliegenden Wochen ausgezehrt und von der Reise erschöpft ist, ich denke an Gilbert, meinen kleinen Bruder, der erst zwölf ist, an seinen kleinen Struwwelpopf. Und ich höre, wie ich ihnen zurufe: ›Papa, Gilbert, nehmt den Lastwagen!‹ Das erspart ihnen wenigstens den Weg zu Fuß. Ich verabschiede mich nicht von ihnen. Sie verschwinden. Sie verschwinden.« (S. 14)

Eindringlich schildert Kolinka, wie sie die Erniedrigungen erlebte, die mit der Aufnahme in das Lager begannen, wie sie die Schläge ertrug – und wie sie an ihrer Weiblichkeit festhielt. Ein

Kleid, geschenkt von einer Leidensgenossin, half ihr, die Würde zu bewahren und zu überleben. Und nach dem Krieg verdrängte sie: »Ich habe das Glück gehabt, zurückzukommen, schnell wieder ein normales Leben zu führen und sehr glücklich zu sein. Man darf im Leben nicht zu intelligent sein. Wenn Sie zu intelligent sind, wenn Sie zu viel nachdenken ... Ich denke nicht nach, die Dinge geschehen einfach, die Entscheidung liegt nicht bei mir.« (S. 108)

Lange glaubte sie, dass ihre Erinnerungen zu unbedeutend seien, vielleicht auch zu wenig reflektiert, um mitgeteilt zu werden. Doch als sie einen kurzfristig erkrankten ehemaligen Häftling von Auschwitz, der eine Schulkasse in die Gedenkstätte begleiten wollte, ersetzte, fand sie Gefallen daran, dass man ihr eine Bedeutung verleiht, »die ich nie gehabt habe« (S. 113). Und obwohl sie weiß, dass Birkenau mittlerweile »ein völlig belangloser Ort, ein Scheinort«, gar »eine Kulisse« ist, wo »[j]emand, der seine Geschichte nicht kennt [...] nichts sehen« (S. 115) kann, versucht sie immer wieder, den Ort für ihre Begleiter zum Sprechen zu bringen. Bei ihren Touren führt sie die jungen Menschen gezielt an Orte, die die Gedenkstättenführer oft vernachlässigen, die für sie aber jenen grausamen Übergang vom Menschsein in das Dasein als Häftling markierten, wie etwa die Toiletten: »Eine große Baracke. Der Boden besteht aus nacktem Lehm, glaube ich zumindest. Es riecht so stark, dass sogar die offenen Türen nichts bewirken. Soweit das Auge reicht, sitzen in dieser Baracke Frauen Seite an Seite, Rücken an Rücken auf Holzbrettern und verrichten ihre Notdurft. Alle gemeinsam. Ein Po neben dem anderen. Bei einer hat der Hintern alle möglichen Farben: gelb, rosa, bläulich. Aber das eigentlich Schockierende ist das, was sie tut. Sie uriniert in ihre Hände, und reibt sich damit den Po ein.« (S. 22 f.)

Kolinkas schmaler Band unterläuft immer wieder die Erwartungen, die man an Erinnerungsberichte mittlerweile hat; sie ist eine unbequeme Zeugin, eine bisweilen wütende Gesprächspartnerin, aber eine, deren Zeugnis darum noch besser im Gedächtnis bleibt, wozu nicht zuletzt auch ihre vielen direkten Leseransprachen (»Stellen Sie sich vor«) beitragen. Nicola Denis' großartige Übersetzung vermag es, den zutiefst literarischen Charakter dieses enorm wichtigen Buches vollständig zu bewahren.

Sascha Feuchert
Gießen

Nicht »deutschrechtlich«



Juliane Ohlenroth

Der Oberste Gerichtshof für die Britische Zone und die Aufarbeitung von NS-Unrecht. Unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung für die Fortentwicklung der Strafrechtsdogmatik
Tübingen: Mohr Siebeck, 2020,
XXII + 398 S., € 99,–

Der 1948 ins Leben gerufene Oberste Gerichtshof für die Britische Zone (OGH) ist treffend als »die verleugnete Alternative« für den justiziellen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik bezeichnet worden.¹ Nach der Auflösung des Gerichts zum 30. September 1950 war es nicht zuletzt dem neu eingerichteten Bundesgerichtshof (BGH) unter seinem ersten Präsidenten Hermann Weinkauff ein Anliegen, den OGH und seine Rechtsprechung zum Kontrollratsgesetz Nr. 10 zu einer Fußnote der deutschen Rechtsgeschichte werden zu lassen, indem er sie als nicht »deutschrechtlich« diffamierte.² Bis Mitte der 1990er Jahre blieb dieses Verdikt maßgeblich für die Rezeption. Erst im Zuge der gewandelten Haltung der Bundesrepublik und der deutschen Rechtswissenschaft zum »Nürnberger Erbe« und zum Völkerstrafrecht insgesamt hat auch der OGH in den letzten 25 Jahren eine Neubewertung erfahren. Er steht nun für eine angemessenere Art des justiziellen Umgangs mit dem NS-Unrecht.³

Zu diesem Fazit gelangt auch Juliane Ohlenroth in ihrer rechtsgeschichtlichen Untersuchung. Sie konzentriert sich auf vier vom OGH behandelte Komplexe des NS-Unrechts, nämlich die »Euthanasie«, die Justizverbrechen, die Denunziationen und die Straftaten im Zusammenhang mit den Novemberpogromen 1938. Da Krankenmorde und Justizverbrechen den OGH als Revisionsgericht jeweils nur in einer Handvoll Verfahren beschäftigten, bezieht Ohlenroth hier auch die erstinstanzlichen Urteile und späteren BGH-Entscheidungen in ihre Auswertung mit ein. Anders ist dies bei den Denunziationen und

dem Komplex »Reichspogromnacht«: Aus den 223 beziehungsweise 118 einschlägigen Entscheidungen des OGH wählt sie insgesamt drei Verfahrensserien aus, die ausführlich dargestellt werden, und fasst die Leitlinien der juristischen Bewertung dieser Komplexe durch den OGH zusammen.

Dabei ergibt sich für alle vier Komplexe ein im Großen und Ganzen einheitliches Bild: Stets drängte der OGH auf eine entschlossene strafrechtliche Ahndung des NS-Unrechts und sah sich vielfach gezwungen, erstinstanzliche Entscheidungen aufzuheben und ihre entlastenden strafrechtsdogmatischen Konstruktionen zurückzuweisen oder doch sehr viel restriktiver anzuwenden. Die Tatgerichte folgten diesen Vorgaben allenfalls zähneknirschend; zum Teil übten sie sich in offenem Widerspruch. Wo schließlich der BGH entschied, vermied er zwar die das NS-Unrecht verharmlosende Rhetorik mancher Schwurgerichte. Im Ergebnis gelangte er aber zu Leitlinien, die eine effektive Strafverfolgung erschwerten oder – im Falle der Justizverbrechen – praktisch unmöglich machten.

Gerade weil Ohlenroth den Umgang mit den maßgeblichen Rechtsfiguren – etwa der Einordnung angeblichen »ärztlichen Widerstandes« im Zusammenhang mit den Krankenmorden, den Anforderungen an den Rechtsbeugungsvorsatz und die Sperrwirkung des Rechtsbeugungstatbestands, den Voraussetzungen für die Feststellung fehlenden Unrechtsbewusstseins oder eines unvermeidbaren Verbotsirrtums – detailliert im Dreieck von Schwurgerichten, OGH und BGH nachvollzieht, kann sie anschaulich werden lassen, wie sich hinter vermeintlich kleinen Bedeutungsverschiebungen und Auslegungsdivergenzen erhebliche Unterschiede in der Strafverfolgungspraxis verbargen. Wünschenswert wäre indes gewesen, diese Mikroperspektive in den eigenen Betrachtungen einmal hinter sich zu lassen und zu versuchen, übergreifende Merkmale der vom OGH gewählten rechtlichen Lösungen zu erfassen. Hier hätte es sich insbesondere angeboten, die gesamtatbezogene Perspektive, die mit dem Kontrollratsgesetz Nr. 10 einherging, dem einzeltatbezogenen Betrachtungsansatz des traditionellen deutschen Strafrechts gegenüberzustellen. Schade ist auch, dass Ohlenroth die Tätigkeit einiger ehemaliger OGH-Richter, insbesondere Friedrich-Wilhelm Geiers und Heinrich Jaguschs, am BGH und ihre Versuche, dort an die Rechtsprechung des OGH anzuknüpfen, nur sehr knapp erwähnt (vgl. S. 230 f., 331). Hier darf man auf die noch umfänglichere zeitgeschichtliche Studie zum OGH von Christian Pöppen gespannt sein, deren Erscheinen unter dem Titel *Vergangenheitspolitik durch Strafrecht* angekündigt ist.

Boris Burghardt
Berlin

¹ Ulrike Homann, »Die verleugnete Alternative – Der Oberste Gerichtshof für die Britische Zone«, in: *Recht und Politik*, 37 (2001), S. 210–218.

² Vgl. z.B. BGH, Urt. v. 29.5.1952 – 2 StR 280/67, in: Christiaan F. Rüter u.a. (Hrsg.), *Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen*, Amsterdam 1968, Bd. X, Nr. 345b, S. 504 (506).

³ Vgl. beispielhaft nur die Beiträge in: Justizministerium des Landes NRW (Hrsg.), *Verbrechen gegen die Menschlichkeit – Der Oberste Gerichtshof der Britischen Zone*, Düsseldorf 2012.

Autobiografie und Distanzierung



Hanne Leßau

*Entnazifizierungsgeschichten.
Die Auseinandersetzung mit der
eigenen NS-Vergangenheit in der frühen
Nachkriegszeit*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 526 S.,
€ 46,–

Dass die »Entnazifizierung« nach 1945 scheiterte, gilt als gesichertes Erkenntnis. Die politische Überprüfung der Deutschen erwies sich als zu bürokratisch, durch massenhafte Ausstellung von »Persilscheinen« verfälscht und geriet im Ergebnis zu einer »Mitläuferfabrik« (Lutz Niethammer), indem der übergroßen Mehrheit der Deutschen attestiert wurde, am Nationalsozialismus nicht aktiv beteiligt gewesen zu sein. Diese formale Entlastung ebnete zwar zahllosen zweiten Karrieren den Weg, das änderte aber nichts an der überwältigenden Ablehnung der »Entnazifizierung« in der deutschen Bevölkerung. Hanne Leßau verwirft dieses Bild in ihrer Dissertationsschrift nicht, hält es aber für ergänzungsbedürftig. Sie möchte die Entnazifizierung »stärker aus ihrer Zeit heraus« (S. 22) betrachten und sie als »Forum« (S. 13) verstehen, in dem sich die Deutschen gezwungenermaßen, aber durchaus ernsthaft mit ihrer jüngsten Vergangenheit auseinandersetzten. Nicht nur das Ergebnis der Entnazifizierung sei entscheidend, sondern auch die Art und Weise, wie sich die Deutschen zu ihr verhielten und welche Erfahrungen sie dabei machten.

Gestützt auf ein Sample von 800 Entnazifizierungsakten, Verwaltungsschriftgut und Selbstzeugnisse der Betroffenen analysiert Leßau die Entnazifizierungspraxis in der britischen Zone. Während in der US-Zone alle erwachsenen Deutschen einen »Meldebogen« auszufüllen hatten, betraf dies in der britischen Zone nur rund drei Millionen Menschen, die für das öffentliche Leben wichtige Positionen innehatten. Hier hatten die Entnazifizierungsverfahren eher den Charakter eines Verwaltungsaktes und wurden von Entnazifizierungshaupt- und -unterausschüssen durchgeführt, während die Spruchkammerverfahren in der US-Zone der Logik von Gerichtsverfahren folgten. Das in den Unterausschüssen ehrenamtlich tätige Personal besaß zumeist wenig Expertise und erhielt mangels zentraler Strukturen kaum Schulung und Orientierung. Das Verfahren war daher insgesamt uneinheitlich, ineffizient und für die zu Überprüfenden intransparent.

Fast ein Viertel der Befragten reichte Leumundszeugnisse ein, die zumeist von Verwandten und Bekannten stammten. Die

Anfertigung der »Persilscheine« beschreibt Leßau anhand anschaulichen Quellenmaterials als komplizierten Kommunikationsprozess zwischen denen, die einen guten Leumund bescheinigten, und den Betroffenen sowie als gemeinschaftliche Verfertigung von meist episodischen Erzählungen, die den lauterer Charakter des zu Überprüfenden belegen sollten. Die Autorin betont, dass die Entnazifizierung der politischen Säuberung dienen sollte, nicht der Bestrafung und nicht der »Aufarbeitung«. Die Deutschen dagegen empfanden die schematische Abfrage von Informationen mittels Fragebögen als »Werturteil« (S. 52) über ihr Verhalten im NS-Staat und waren vielfach bestrebt, ihre individuellen Beweggründe zu erläutern und ihr Verhalten im »Dritten Reich« zu erklären. Etwa ein Drittel der Befragten fügte dem Fragebogen deshalb Anlagen bei, oft weit ausholende biografische Schilderungen.

Die Zahl der Entlastungstopoi war überschaubar. Als Beleg für Distanz zum Nationalsozialismus galten vor allem »Äußerungen von Kritik am nationalsozialistischen Regime, Konflikte mit NS-Funktionären und Parteistellen sowie die Weigerung, die eigene Lebensführung an die ideologischen Kategorien des Nationalsozialismus anzupassen« (S. 235). Der Krieg war in den biografischen Erzählungen kaum mit dem Nationalsozialismus verbunden. Auch von den Verbrechen des NS-Staates war wenig die Rede, der Holocaust blieb eine Leerstelle.

Hanne Leßau hält die so entworfenen »Entnazifizierungsgeschichten« für mehr als bloße Schutzbehauptungen. Sie nimmt an, dass sie aus subjektiver Sicht einen »starken Wirklichkeitsbezug« besaßen (S. 251), weil sie auf tatsächlichen Erfahrungen beruhten. Indem die Deutschen dem als kollektivistische Diktatur gezeichneten »Dritten Reich« die eigene, ganz individuelle Lebensgeschichte gegenüberstellten, ließ sich partielle Distanz zum NS-Staat nachträglich in eine – im eigenen Wesen begründete – grundsätzliche Differenz zum Nationalsozialismus umdeuten. Die so hergestellte vermeintliche biografische Kontinuität machte ein Umdenken nach 1945 unnötig, und die Entnazifizierungsausschüsse in der britischen Zone zeigten große Bereitschaft, dieser Logik zu folgen.

Die Frage, wie in Deutschland nach 1945 Selbstbilder der politischen Unbeteiligtheit, der persönlichen Integrität und des »Anständig-geblieben-Seins« entworfen wurden, ist nicht ganz neu. Hanne Leßau verknüpft sie aber in weiterführender Weise und unter Verwendung interessanten Quellenmaterials mit der bislang weniger beachteten Entnazifizierungspraxis in der britischen Besatzungszone.

Das Argument, dass die autobiografischen Konstruktionen den Betroffenen die allmähliche Distanzierung vom Nationalsozialismus erleichterten, ist durchaus plausibel.

Tobias Freimüller
Fritz Bauer Institut

Mehr als nur Abschiedsworte



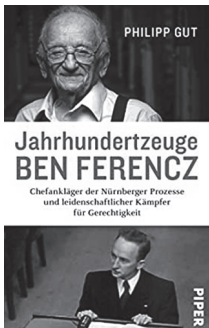
Benjamin Ferencz

»Sag immer Deine Wahrheit«.

Was mich 100 Jahre Leben gelehrt haben

Verfasst von Nadia Khomami, aus dem amerikanischen Englisch von Elisabeth Schmalen

München: Wilhelm Heyne Verlag, 2020, 160 S., € 17,–



Philipp Gut

Jahrhundertzeuge Ben Ferencz.

Chefankläger der Nürnberger Prozesse und leidenschaftlicher Kämpfer für Gerechtigkeit

München: Piper Verlag, 2020, 346 S., € 24,–

Die beiden Bücher haben eine ähnliche Entstehungsgeschichte: Im Rahmen ihrer journalistischen Tätigkeit reisten sowohl der Schweizer Philipp Gut als auch die Britin Nadia Khomami nach Florida und interviewten Benjamin B. Ferencz für einen Artikel. Doch Ferencz und seine Lebensgeschichte ließen beide nicht so schnell wieder los. Das ist leicht nachvollziehbar angesichts der einnehmenden Gestalt des Mannes, der im März 2021 seinen 101. Geburtstag feierte.

Vermittelt über Khomami schildert Ferencz in »Sag immer Deine Wahrheit« in acht knappen Kapiteln seinen Lebensweg. Aufgrund der antisemitischen Atmosphäre im zunächst habsburgischen, ab 1919 rumänischen Transsilvanien wanderten seine Eltern 1921 in die Vereinigten Staaten aus. Im Kriminalitätsschwerpunkt Hell's Kitchen, New York, wuchs Ferencz unter schwierigsten Bedingungen heran, worauf er sein »Interesse an der Prävention von Verbrechen« (S. 32) zurückführt. Dank schulischer Förderung wurde ihm der Besuch des New Yorker City College möglich, sodass er schließlich an der renommierten Harvard Law School Jura studieren konnte.

Im Auftrag seines Professors Sheldon Glueck eignete Ferencz sich dort Fachliteratur zum Thema Kriegsverbrechen an. Doch schon bald holte ihn die Realität des Gelesenen ein, denn nachdem er sich 1943 zum Militärdienst gemeldet hatte, war er nicht nur an der Landung der Alliierten in der Normandie beteiligt. Er gehörte zudem jenen Truppenteilen an, die in befreiten Konzentrationslagern Beweise für deutsche Verbrechen sicherten. Das löste natürlich andere Reaktionen aus als die bloße Lektüre in der Bibliothek in Cambridge:

»Es war, als hätte ich einen Blick in die Hölle geworfen. Also ersann ich ein System. Ich tat so, als wäre das alles gar nicht real. [...] Es gibt Dinge, die unser Gehirn nicht verarbeiten kann, und in solchen Situationen müssen wir darauf vertrauen, dass es weiß, wie es uns am besten beschützen kann.« (S. 82)

Doch Verdrängung kam nicht infrage – im Gegenteil. Nur kurz nach seiner Demobilisierung und Rückkehr in die Vereinigten Staaten holte ihn der Hauptankläger der zwölf Nürnberger Nachfolgeprozesse, Telford Taylor, in das Vorbereitungsteam der Verfahren. Als Ferencz im Rahmen der Ermittlungen auf die »Ereignismeldungen UdSSR« stieß, die Dokumentation der massenhaften Erschießungen von Jüdinnen und Juden durch die deutschen Einsatzgruppen im Rücken der Front des Unternehmens Barbarossa, forderte er bei Taylor ein, den Hauptverantwortlichen ein eigenes Verfahren zu widmen. »Und so kam es, dass der kleine Benny aus Transsilvanien zum Chefankläger im größten Mordprozess der Menschheitsgeschichte wurde.« (S. 95)

Auch wenn Nadia Khomami sowohl Ferencz' Lebensgeschichte als auch dessen gesammelte Ratschläge an Leserinnen und Leser niederschrieb, wird doch deutlich, dass es der 101-Jährige ist, der trotz der monströsen Ereignisse, die er bezeugt, nie seinen Humor verloren hat. »Sag immer Deine Wahrheit« steht in Kontinuität zu einem weiteren Arbeitsfeld von Ferencz, dem er sich seit den 1970er Jahren widmete: dem Eintreten für die Verrechtlichung der internationalen Beziehungen mit dem Ziel, gerechte Wege zum Weltfrieden (so der Titel eines Ferencz-Bandes aus dem Jahr 1989) zu finden. Dabei bemühte er sich stets, sein Ansinnen einem größeren Publikum nahezubringen, und publizierte etwa gemeinsam mit dem Bestsellerautor Ken Keyes jr. 1988 *PlanetHood*, gewissermaßen eine Anleitung zum Einsatz für eine friedlichere Welt für alle.

Natürlich stößt der Versuch, die Erfahrung eines Jahrhundertlebens in griffigen Ratschlägen zu komprimieren, an Grenzen. So wird Ferencz im Hinblick auf die eigene Biografie einerseits nicht müde zu betonen, dass der Mensch alles erreichen könne, empfiehlt jedoch andererseits: »Lehn das vor dir Liegende nicht ab, nur weil es nicht perfekt ist oder weil es nicht deinen Träumen entspricht« (S. 125). Und dem hehren Gebot »Entscheide dich für das Gute« (S. 81) stellt der Schalk Ferencz die Empfehlung zur Seite: »Rauchen, Trinken und schwer verdauliche Speisen sind schlecht für dich, aber das weißt du ja ohnehin.« (S. 150) Verglichen mit der englischen Ausgabe und angesichts der Debatten über Fake News beziehungsweise alternative Fakten erscheint einzig der Titel der Übersetzung nicht eben glücklich; offenbar schreckte der Verlag vor einer direkten Übertragung des melancholischen Originals *Parting Words* (Abschiedsworte) zurück.

Auch das Buch des Journalisten und Historikers Philipp Gut beruht auf Gesprächen mit Ferencz sowie auf den autobiografischen *Bennie Stories*, die schon seit längerem auf Ferencz' Homepage¹

¹ <https://benferencz.org/stories> (16.5.2021).

verfügbar sind. Zusätzlich bezieht Gut Ferencz' Vorlass ein, den dieser dem Archiv des United States Holocaust Memorial Museum überlassen hat,² und verortet Ferencz' Lebensweg im historischen Kontext.

Das erhellt ein weiteres zentrales Arbeitsfeld des Juristen, nämlich seine Aktivitäten für Restitution und »Wiedergutmachung« nach dem Zweiten Weltkrieg. Nicht nur war er an der Ausarbeitung des Luxemburger Abkommens, des *Reparations Agreement* zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland, im Jahr 1952 beteiligt. Er stritt auch über Jahrzehnte für die Entschädigung jüdischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sowie der Opfer medizinischer Versuche in deutschen Konzentrationslagern und war damit betraut, die DDR davon zu überzeugen, Entschädigungsleistungen aufzubringen – ein Ansinnen, dem sich der »antifaschistische Staat« bis zu seinem Untergang entzog. Hier liefert Gut wichtige zusätzliche Informationen, etwa über die schwierigen Aushandlungsprozesse in den jüdischen Organisationen der Diaspora sowie im Staat Israel, ob es opportun sei, deutsche Restitutionsgelder anzunehmen. So lautete eine verbreitete

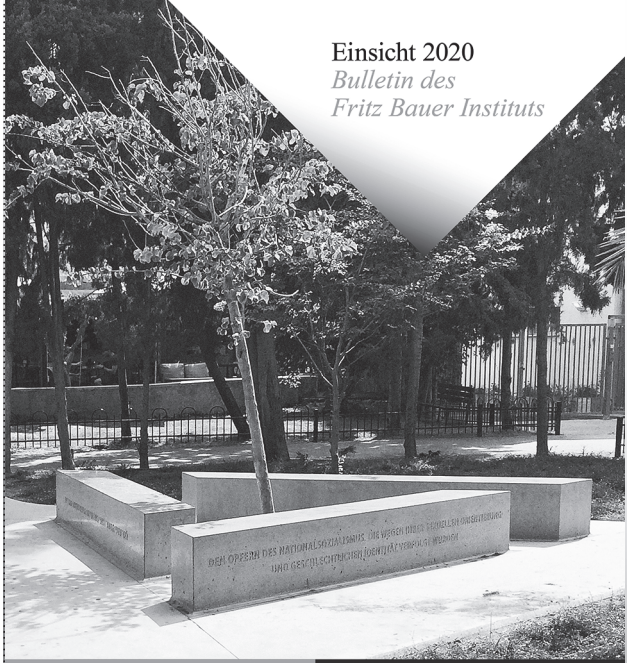
Position, wer »Blutgeld« von den Mördern annehme, beschmutze die jüdische Ehre« (S. 211). Auch Ferencz war mit diesen Fragen, Zweifeln und Vorwürfen konfrontiert: »Niemand von uns war darauf vorbereitet, ein Preisschild an ein Menschenleben zu heften.« (ebd.)

Und doch trat er vehement für die Entschädigungsforderungen ein; das gebot ihm schlicht sein Rechtsverständnis. Guts Darstellung der Verhandlungen mit Krupp, AEG oder Siemens zeigt, mit welcher Kaltschnäuzigkeit die Unternehmen, die während des Nationalsozialismus jahrelang an der Ausbeutung von Lagerinsassen verdient hatten, nun jede Verantwortung zurückwiesen. Die hier beschriebenen Kapitel der jüngeren deutschen Geschichte rücken das in gegenwärtigen Debatten anzutreffende Bild von Deutschlands vorbildlicher Vergangenheitsbewältigung zurecht. Der einfache Rechtsgrundsatz, den Ferencz in Erinnerung ruft, blieb jedenfalls vielen Deutschen lange Zeit unverständlich: »Jene, die andere durch ihre Macht missbrauchen, sind verpflichtet, Wiedergutmachung zu leisten.« (S. 255) Beiden hier vorgestellten Büchern ist zu wünschen, derartige Erkenntnisse einem breiteren Publikum näherzubringen, sodass Ferencz' in den Büchern bewahrte Erinnerungen hoffentlich mehr als Abschiedsworte bleiben.

Marcel Müller
Leipzig

2 Für eine Auswahl aus diesem Korpus: Constantin Goshler, Markus Böick, Julia Reus (Hrsg.), *Kriegsverbrechen, Restitution, Prävention. Aus dem Vorlass von Benjamin B. Ferencz*, Göttingen 2019.

Anzeige



Einsicht 2020
*Bulletin des
Fritz Bauer Instituts*

Fritz Bauer Institut
Geschichte und Wirkung
des Holocaust

Homosexualität als Stigma
Zur Ausgrenzung in der NS-Zeit und danach

Sprache – Macht – Politik
Die Instrumentalisierung des Deutschen
vor und nach 1945

Fritz Bauer Institut *Geschichte und Wirkung des Holocaust*

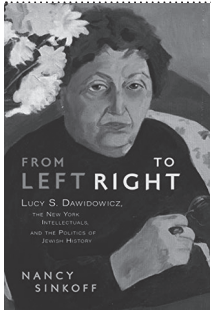
Hier könnte Ihre
Anzeige stehen!

Formate und Preise

Doppelseite	460 x 295 mm + Beschnitt	1.090,–
Umschlagseite U4	230 x 295 mm + Beschnitt	950,–
Umschlagseite U2 / U3	230 x 295 mm + Beschnitt	850,–
Ganzseitige Anzeige	230 x 295 mm + Beschnitt	690,–
1/2-seitige Anzeige vertikal	93 x 217 mm	390,–
1/2-seitige Anzeige horizontal	192 x 105,5 mm	390,–
1/4-seitige Anzeige vertikal	93 x 105,5 mm	270,–

Auflage: 4.200 Exemplare, Preise in Euro, zuzügl. gesetzl. MwSt.
Kontakt: Tel.: 069.798 322-40, anzeigen@fritz-bauer-institut.de

Pionierin der Holocaustforschung



Nancy Sinkoff

From Left to Right. Lucy S. Dawidowicz, The New York Intellectuals, and the Politics of Jewish History
Detroit: Wayne State University Press,
2020, 518 S., € 34,80

Werk und Biografie der amerikanisch-jüdischen Holocaustforscherin Lucy S.

Dawidowicz (1915–1990) sind heute weitgehend vergessen. Selbst in ihrem ureigenen Forschungsfeld wird die Autorin kaum mehr rezipiert, obwohl sie den ersten Lehrstuhl für Holocaust-Studien in den Vereinigten Staaten innehatte und ihre zentrale Studie *The War Against the Jews. 1933–1945* (1975) sie seinerzeit weit über akademische Kreise hinaus bekannt machte. Neben der Tatsache, dass sie eine Frau in einem von Männern dominierten Feld war und sich nur über Umwege und trotz mangelnder akademischer Qualifikationen für die Professur empfehlen konnte, war es vor allem ihre Lesart des Holocaust, die sie ins Abseits rückte. Dawidowicz' aus jüdischer Perspektive verfasste Rekonstruktion der Ereignisse, die eine über Jahrhunderte genährte antisemitische Ideologie und den darauf fußenden Vernichtungswillen der Deutschen ins Zentrum rückte, stellt eine Pionierarbeit der sogenannten intentionalistischen Schule dar und wurde inhaltlich wie methodisch scharf kritisiert. Ihre Überzeugung, dass die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden von langer Hand geplant war und im Mittelpunkt von Hitlers politischer Vision ausgreifender deutscher Herrschaft stand, setzte deutlich andere Akzente als etwa die vorher von Raul Hilberg vorgelegte Monumentalstudie *The Destruction of the European Jews*. Letztere fokussierte nicht auf Ideologie, sondern auf Funktionalitäten und Prozesse im Vernichtungsablauf. Im Gegensatz zu Hilbergs Werk, das bekanntlich auch Marginalisierung und Ausgrenzung erfuhr, sodann aber den Status eines, wenn nicht des ersten Standardwerks der Holocaust-Historiografie erlangte, überdauerten Dawidowicz' Werk und Zugriff nur etwa anderthalb Jahrzehnte.

Die Historikerin Nancy Sinkoff ist mit ihrer eindrucksvollen Biografie der Autorin nun angetreten, diesen Zustand zu ändern. Sie hat ein umfassendes Porträt ihrer eigensinnigen und unabhängigen Persönlichkeit gezeichnet, das gleichzeitig einen hochinteressanten, weil unkonventionellen Ausschnitt jüdischer *intellectual history* im Amerika des 20. Jahrhunderts präsentiert. Sinkoffs Buch geht weit über das Thema der frühen Holocaust-Historiografie jüdischer Provenienz hinaus, die in den letzten Jahren wachsende

Aufmerksamkeit erfährt. Sie behandelt ganz unterschiedliche Aspekte von Dawidowicz' politischem wie wissenschaftlichem Wirken.

Was die Auseinandersetzung mit Dawidowicz' Œuvre und seiner Rezeption für ein breites Publikum aber besonders reizvoll macht, ist die Tatsache, dass sich hier verblüffend viele Fragestellungen vorgezeichnet finden, die heute von zentraler Bedeutung in der historischen Forschung, aber auch der allgemeineren Debatte zum Holocaust-Gedenken sind. Drei Punkte können hierfür exemplarisch stehen: Erstens war Dawidowicz eine der Ersten, die sich mit unmissverständlicher Deutlichkeit gegen Tendenzen der Universalisierung von Gewalterfahrung aussprachen. Ihre Intention war es, den einzigartigen Charakter der nationalsozialistischen Judenvernichtung, die sich in Qualität und Absicht deutlich von anderen Massenverbrechen unterschied, zu erfassen. Mit dieser – laut Sinkoff – nicht zuletzt in Abgrenzung von Hannah Arendts Bericht *Eichmann in Jerusalem* entstandenen Perspektive ging es ihr vor allem darum, sich historischen Analogiebildungen, sei es mit anderen Opfergruppen im Nationalsozialismus, im Stalinismus oder aber weiter reichenden Verallgemeinerungen im Kontext von Sklaverei und moderner Gewalt, entgegenzustellen. Die Bestimmung der richtigen Platzierung des Holocaust im Geschichtsdenken, seine Bedeutung für die Opfer und seine Geltung weit über diese hinaus, war schon zu jener Zeit ein umkämpftes Terrain. Hannah Arendts Interventionen auf diesem Gebiet werden von Sinkoff – ihrer Protagonistin folgend – weniger komplex dargestellt, als angemessen wäre. Nichtsdestoweniger wird hier eine Debatte offengelegt, die für gegenwärtig geführte Auseinandersetzungen fruchtbar gemacht werden könnte. Zweitens liest man auch die von Dawidowicz vehement vorgebrachten Zweifel an (amerikanisch-)polnischen Kriegserzählungen ihrer Zeit, die häufig die polnische Opferschaft sowie vermeintliche Allianzen zwischen Juden und Polen im Krieg gegen Hitler betonten, vor dem Hintergrund aktueller Deutungskonflikte in der polnischen Geschichtsschreibung und Öffentlichkeit mit anderen Augen. Drittens eröffnet Sinkoff eine erkenntnisreiche Sicht auf Dawidowicz' Überlegungen zu ihrer Position als jüdische Historikerin, die stark den eigenen Sprecherinnenstandort reflektierte und das Engagement für die Sache der Juden mit strengsten Standards wissenschaftlicher Redlichkeit und Objektivität auszutarieren suchte. Fragen mithin, deren Diskussion heute an Schärfe zugenommen hat. Das Wiederentdecken von Lucy Dawidowicz kann also in vielfacher Hinsicht produktiv für unser Nachdenken sein.

Elisabeth Gallas
Leipzig

Die »Ideologieunbegabtheit« des Rechts?



Inga Markovits

Diener zweier Herren. DDR-Juristen zwischen Recht und Macht

Berlin: Ch. Links Verlag, 2020, 240 S., € 20,-

Nach dem Ende der DDR führte die deutsch-amerikanische Juristin Inga Markovits eingehende Gespräche mit Richtern und Rechtsanwälten in Ostberlin und Wismar, um etwas über die Rechtspraxis in der Vor-Wendezeit aus erster Hand zu erfahren. Daraus entstanden *Die Abwicklung. Ein Tagebuch zum Ende der DDR-Justiz* und *Gerechtigkeit in Lütz. Eine ostdeutsche Rechtsgeschichte*. Nun ist das dritte Buch der Autorin in dieser Reihe erschienen, das sich mit der Entwicklung der rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Humboldt-Universität beschäftigt. Markovits griff dafür auf Berichte, Personalakten, Manuskripte, Korrespondenzen und wissenschaftliche Publikationen der juristischen Fakultät zurück und ergänzte diese durch Material aus dem Bundesarchiv und dem Archiv des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen. Der Anspruch der Autorin jedoch, ein allgemein verständliches Buch ohne wissenschaftliche Hürden zu schreiben, führte dazu, dass diese Quellen nicht ausgewiesen sind, was die wissenschaftliche Nutzung deutlich erschwert.

Das Buch geht der Frage nach, wie die DDR-Rechtswissenschaft auf die Herrschaft der SED reagierte, ob ihre Vertreterinnen und Vertreter sich gefügig den Anforderungen aus dem Politbüro unterwarfen, ob sie revoltierten oder ohne innere Überzeugung mitmachten, wo es sich nicht verhindern ließ. Markovits will das Normale in der DDR-Rechtsgeschichte aufdecken, nicht von den Extremen und den ideologischen Theorien auf den Alltag schließen. Dabei soll das Buch durchaus eine Antwort auf die große Frage bieten, ob die Jurisprudenz, wie oft im Hinblick auf den Nationalsozialismus gesagt wird, tatsächlich besonders anpassungsfähig und geschmeidig auf die Etablierung der zweiten deutschen Diktatur reagiert hatte. Wie diktaturtauglich ist die Rechtswissenschaft?

Markovits gliedert ihre Betrachtung in drei Abschnitte, die sie »Geschichten« nennt. Sie beleuchten jeweils eine gleiche Konstellation aus unterschiedlicher Perspektive. Dasselbe historische Ereignis, beispielsweise die Babelsberger Konferenz, dient einmal als Beleg für die Anpassung an ein repressives Kadersystem, als Zeichen von Konfliktvermeidung und zuletzt als Indiz für den Verlust des Glaubens an den Sozialismus. Alle drei Reaktionsmuster bestanden in der DDR nebeneinander, weshalb die Geschichten alle

bei der Befreiung 1945 einsetzen und bis zum Ende der DDR erzählt werden. So werden die alltäglichen Entscheidungen der Rechtswissenschaftler sichtbarer, und der Rahmen ihrer Möglichkeiten erscheint facettenreicher.

Die Stärke des Buches liegt darin, dass es die Rechtspolitik der DDR in eine Geschichte des Scheiterns und der Erfolge von Rechtsreformen einbettet. So wird die für die Juristinnen und Juristen traumatische Babelsberger Tagung von 1958 zuerst und vor allem als ein Mittel der ideologischen Disziplinierung für die Rechtswissenschaftler skizziert, aber es wird auch gezeigt, wie deren Entscheidungen umgangen und die daraus resultierenden Forderungen nicht beachtet wurden. Wer nach Babelsberg nicht sah, wie der dialektische Materialismus zum integrativen Bestandteil des Rechts werden könne, mied die Wissenschaft und ging in die Praxis. Große Forschungsprojekte zur Stärkung der Parteilinie fanden keinen Nachwuchs. Die Rechtswissenschaft stagnierte, ganze Rechtsbereiche wie das Verwaltungsrecht verschwanden für lange Zeit ganz aus der Lehre. Gesetzesreformen kamen viele Jahrzehnte nicht voran.

Die Juristen der Humboldt-Universität fügten sich in den verschiedenen krisenhaften Phasen der DDR-Geschichte zwar willig den Restriktionen durch die Partei. Letztere wiederum bezahlte ihre Allmacht unter anderem mit dem Stillstand in Forschung, Publizistik und Lehre. Die Juristen entzogen sich aber den Ansprüchen der SED, wenn es darum ging, eine »sozialistische Rechtswissenschaft« (S. 164) nach marxistischen Gesetzmäßigkeiten für die »sozialistische Menschengemeinschaft« (S. 168) zu entwickeln – eine Gemeinschaft, die nicht existierte, und Gesetzmäßigkeiten, die man nicht entdecken konnte. Erlasse wie der des Staatsrats von 1963 »Über die grundsätzlichen Aufgaben und die Arbeitsweise der Organe der Rechtspflege« (S. 94), in dem es um nichts Geringeres als die Abschaffung der Gewaltenteilung ging, wurden von der akademischen Fachwelt nicht beachtet, weil sie zu wenig konkrete Bestimmungen und Definitionen boten und damit einen Fremdkörper in der Jurisprudenz darstellten.

So zeigt das Buch anschaulich, dass sich die Rechtswissenschaft in der DDR schwer damit tat, den realen Sozialismus in rechtliche Normen zu fassen. Es ist plausibel, dies auf die Methodik des Faches zurückzuführen. Aber bedeutet das schon, dass Juristen weniger ideologieanfällig waren und sind als andere Berufsgruppen? Diese starke These kann in dem angehängten Schlusskapitel nicht angemessen überprüft werden. Das Buch überzeugt in den Beobachtungen zum DDR-Recht. Es geht, was den Nationalsozialismus anbelangt, nicht in die Tiefe. Die Frage nach der »Ideologieunbegabtheit« der Juristen kann es nicht beantworten.

Katharina Rauschenberger
Fritz Bauer Institut

Einflussnahme auf die Holocaust-Erinnerung



Jacob S. Eder

Holocaust-Angst. Die Bundesrepublik, die USA und die Erinnerung an den Judenmord seit den siebziger Jahren
Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 365 S., € 42,–

Deutschland gilt international als Leitbild, was die Erinnerung an den Holocaust angeht; im deutschen Selbstverständnis besetzt das Gedächtnis an den Judenmord einen zentralen Platz. Dass dies nicht immer so war, belegen zahlreiche Studien, doch längst nicht alle Aspekte der Thematik sind hinreichend erforscht. Jacob Eders eindrucksvolle Untersuchung gibt wichtige Einblicke in eine formative Periode geschichtspolitischen Bewusstseins in Deutschland, die den Übergang von reflexhafter Abwehr zu affirmativer Übernahme historischer Verantwortung markiert.

In fünf chronologisch-thematisch organisierten Kapiteln und einem Epilog entwickelt Eder seine These, westdeutsche Politiker um Helmut Kohl hätten sich seit Ende der 1970er Jahre »als ›Opfer‹ des Holocaust-Gedenkens in den USA« empfunden (S. 9; ähnlich S. 315) und gezielt versucht, ein Gegenbild positiver deutscher Nachkriegseigenschaften in der massiv anwachsenden amerikanischen Erinnerungskultur zu verankern. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die lange, von erheblichen Veränderungen nationaler und internationaler Kontexte geprägte Entstehungsphase des United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) zwischen 1978 und 1993. Anfangs hatten sich die Befürchtungen, deutsche Interessen könnten durch die Institutionalisierung amerikanischer Holocaust-Erinnerung Schaden nehmen, auf Vertreter des Auswärtigen Amts beschränkt; mit seinem Amtsantritt machte Kanzler Kohl das Thema zur Chefsache, die er zusammen mit einem kleinen Beraterkreis bemerkenswert nachdrücklich verfolgte. Dieser fast obsessiven Fokussierung lag die von konservativen Eliten in der Bonner Republik getragene, von Eder überzeugend nachgewiesene Einschätzung zugrunde, die Amerikanisierung des Holocaust sei ein antideutsches Projekt jüdischer Interessenvertreter in den USA.

Im Vergleich zur 2016 erschienenen US-Originalausgabe der Studie spiegelt die deutsche Übersetzung in Gestalt der zitierten Quellen weit besser die mentale Disposition der Akteure. Das Spektrum reichte von der Warnung, die »jüdischen Bemühungen, die mahnende Erinnerung an den Holocaust wachzuhalten, werden nicht nachlassen« (S. 102 f., Botschafter Peter Hermes, 1984), über ständige Verweise auf ominöse Aktivitäten »jüdischer Kreise«

bis zur Charakterisierung des USHMM als »Scheiß Museum« (S. 179; Volker Rühle laut Peter Petersen, 1985). Eder geht es nicht um Skandalisierung; stattdessen analysiert er auf dichter Quellenbasis das Netzwerk um Kohl und konstatiert, dass der Gebrauch antisemitischer Klischees der Einbindung des rechten Unionsflügels diene. Diese Taktik verband sich, oft in Personalunion, mit intensiven Bemühungen um enge Beziehungen zu amerikanischen Juden und jüdischen Organisationen – Zeichen einer Ambivalenz, in der sich Vorurteile mit »Schuldgefühle[n], Mitleid und Empathie« mischten (S. 160).

Die Vielfältigkeit ihrer Beweggründe und die Verbissenheit ihres negativen Interesses an der amerikanischen Holocaust-Erinnerung standen in keinem Verhältnis zum Erfolg, den der Kreis um Kohl mit seinen Interventionsversuchen verzeichnen konnte. Zwar gelang mit der Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Washington, D.C., Ende 1985 und dreier Centers of Excellence for German Studies die Verbreiterung institutioneller Repräsentation, doch dämpfte dies nicht die tiefe Frustration darüber, mit der Absicht, die eigene erinnerungspolitische Perspektive zumindest teilweise über den Atlantik zu exportieren, gescheitert zu sein. »Das war's«, konstatierte ein Kohl-Vertrauter Mitte 1992 nach mehr als zehnjährigen Bemühungen um Einflussnahme auf das Konzept der USHMM-Dauerausstellung: »Kein Entgegenkommen, nicht einmal das kleinste Zeichen des Entgegenkommens« (S. 191).

Der Grund dieses Scheiterns war weniger fehlendes taktisches Geschick, das die deutsche Seite in anderen, von Eder naturgemäß nur en passant behandelten Bereichen transatlantischer wie innerdeutscher Politik von der Bitburg-Kontroverse bis zur Wiedervereinigung durchaus zeigte, als der »Anspruch, mitbestimmen zu wollen, wie die Geschichte des Holocaust im Ausland erzählt und dargestellt« wird (S. 317). Angesichts der Globalisierung von Holocaust-Gedenken seit der Jahrtausendwende und dem Imagegewinn Deutschlands als »Erinnerungsweltmeister« scheint dieser Anspruch einem anderen Zeitalter zu entstammen. Für seinen abschließenden Befund, »dass ein offener, unapologetischer Umgang mit dem Holocaust letztlich zu einer ›positiven Ressource‹ der deutschen Selbstdarstellung im Ausland werden konnte« (S. 323), kann Eder zahlreiche Belege aus der jüngsten Vergangenheit anführen. Es stellt sich allerdings die Frage, inwieweit eingeübte politisch-diplomatische Gedenkrituale und Betroffenheitsformeln – analog zum taktischen Gebrauch antisemitischer Klischees durch Kohls Vertraute – eine Fassade bilden, hinter der sich tieferliegende, vorurteilsgeladene und nach wie vor die eigene Opferrolle betonende Formen kollektiver Erinnerung verbergen, wie sie sich in der Agitation nationalistischer Kreise manifestieren.

Jürgen Matthäus
Washington, D.C.

Drei Rechtssysteme und ein Angeklagter



Lawrence Douglas

Späte Korrektur.

Die Prozesse gegen John Demjanjuk

Göttingen: Wallstein Verlag, 2020, 297 S.,
€ 38,–

Der US-amerikanische Rechtswissenschaftler Lawrence Douglas beobachtete in den

Jahren 2009 bis 2011 den in München stattfindenden Prozess gegen John Demjanjuk für das *Harper's Magazine*. Von dieser letzten Station aus blickt der Autor zurück auf eine über 30-jährige Geschichte rechtlicher Auseinandersetzungen mit dem Fall Demjanjuk, der die Justizbehörden dreier Länder herausforderte und in München ein vielbeachtetes Ende fand. Der eher trockenen Materie zum Trotz ist das Buch gut lesbar, Douglas schreibt journalistisch und spart nicht mit launigen Charakterisierungen der Akteure. Die Geschichte Demjanjuks eignet sich hervorragend als roter Faden, der durch die Versuche verschiedener Rechtssysteme führt, der NS-Verbrechen juristisch habhaft zu werden.

Demjanjuk, ein ukrainischer Bauernsohn, der 1941 zur Roten Armee eingezogen wurde, ein Jahr später in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet und im SS-Ausbildungslager Trawniki zum Wachmann ausgebildet wurde, war anschließend in verschiedenen Konzentrations- und Vernichtungslagern tätig. Im Jahr 1952 gelang ihm aus der Bundesrepublik die Auswanderung in die USA. Eine strafrechtliche Verfolgung von NS-Verbrechen in den USA war nicht möglich, aber seit den 1970er Jahren gab es Bemühungen – und bald auch entsprechende Institutionen wie das 1979 gegründete Office of Special Investigations (OSI) –, NS-Täter wegen Verstoßes gegen die Einwanderungsbestimmungen auszuweisen. Nach einem langjährigen juristischen Verfahren wurde Demjanjuk 1986 an Israel ausgeliefert, wo er auf der Grundlage von Zeugenaussagen zahlreicher Gräueltaten beschuldigt wurde, begangen als »Iwan der Schreckliche« im Vernichtungslager Treblinka.

Zunächst war der Prozess in Israel umstritten, seine Zielsetzung unklar und das Interesse der Öffentlichkeit verhalten. Das änderte sich grundlegend, als die ersten jüdischen Zeuginnen und Zeugen aussagten, die eine zentrale Funktion für die Beweisführung hatten und als die letzten Überlebenden wahrgenommen wurden, die noch mit eigener Stimme von den Gräueln der Shoah sprechen konnten. Laut Douglas war es nicht zuletzt der Impuls, diesen Überlebenden mit größtem Respekt zu begegnen, der das Gericht daran hinderte, ihre Aussagen ausreichend kritisch zu prüfen. Dazu kamen einige

unglückliche Zufälle sowie eine ungeschickte Verteidigungsstrategie des Angeklagten; Demjanjuk wurde 1988 wegen in Treblinka begangener Verbrechen zum Tode verurteilt. Dass das Berufungsverfahren erst nach dem Mauerfall stattfand, rettete ihm vermutlich das Leben. In sowjetischen Archiven kam etliches über Demjanjuks Trawniki-Karriere zum Vorschein, nichts wies jedoch auf eine Dienstzeit in Treblinka hin. Im Jahr 1993 hob der Oberste Gerichtshof Israels das Urteil gegen Demjanjuk als fehlerhaft auf.

Demjanjuk wurde in die USA ausgeflogen, wo erneut ein Land gesucht werden musste, das einer Auslieferung zustimmte. Dass es dieses Mal die Bundesrepublik war, war der akribischen Vorarbeit zweier Ermittler der Zentralen Stelle in Ludwigsburg zu verdanken, die Wege gefunden hatten, einige Dogmen der Rechtsprechungspraxis in NS-Prozessen zu unterlaufen, und so eine Anklage wegen Beihilfe zum Mord im Vernichtungslager Sobibór ermöglichen. An dieser Stelle holt Douglas weit aus und geht auf die Unterschiede zwischen US-amerikanischen und deutschen Strafprozessen ein sowie auf die lange Geschichte des Scheiterns der bundesdeutschen Justiz an der Herausforderung der Ahndung der NS-Verbrechen. Vieles davon wurde bereits anderenorts dargestellt, manches erscheint überspitzt, aber es ist insgesamt eine gut lesbare Zusammenfassung.

Für eine Verurteilung Demjanjuks in Deutschland bestanden vor allem zwei Hindernisse: zum einen die seit Jahrzehnten geübte Praxis in NS-Prozessen, für eine Verurteilung den Beweis »konkreter Einzeltaten« zu fordern, zum anderen die auch seitens der Ankläger oft vertretene Vorstellung, die Trawniki-Männer hätten sich in einer Zwangslage befunden, die ihnen eine Befehlsverweigerung quasi unmöglich machte. Zwar sagten wiederum Überlebende als Zeugen aus, aber zur Überführung des Angeklagten konnten sie nicht beitragen. In die Lücke der fehlenden Augenzeugenschaft trat die historische Expertise, die insbesondere das zweite Hindernis beiseiteräumte, da die Handlungsspielräume der Trawniki-Männer nach neuem Forschungsstand sehr viel größer waren als früher angenommen.

Aufsehen erregte das Urteil vor allem wegen seiner rechtlichen Entscheidung, Demjanjuk allein aufgrund seiner Anwesenheit als Wachmann in Sobibór wegen Beihilfe zum Mord zu verurteilen. Das machte schließlich – sehr spät – den Weg frei für weitere Anklagen gegen »kleine« SS-Leute. Von der Tatsache, dass der ukrainische Trawniki-Mann Demjanjuk verurteilt wurde, während in den Jahrzehnten zuvor in großer Zahl höherrangige deutsche SS-Täter freigesprochen wurden (darunter auch Demjanjuks Vorgesetzte), lässt sich Douglas nicht irritieren. Seines Erachtens war hierfür insbesondere der Zuwachs an historischen Kenntnissen verantwortlich – womit er die juristischen Entscheidungen, die zur Strafflosigkeit zahlloser NS-Täter führten, doch sehr kleinschreibt.

Katharina Stengel
Fritz Bauer Institut

Kontinuitäten antisemitischer Gewalt



Ronen Steinke

Terror gegen Juden. Wie antisemitische Gewalt erstarkt und der Staat versagt.

Eine Anklage

Berlin, München: Berlin Verlag,

3., aktualisierte Auflage, 2020, 354 S.,

€ 18,–

In seiner als Anklage verfassten Schrift schildert der Journalist und ausgebildete Jurist Ronen Steinke die zahlreichen Bedrohungen und Angriffe, denen sich jüdische Menschen in Deutschland ausgesetzt sehen, und prangert das Versagen des deutschen Staates an, diesen alltäglichen »Terror gegen Juden« abzuwehren. Anhand von persönlichen Schicksalen, denen er in ganz Deutschland nachspürt, wird dem Leser und der Leserin eindrücklich das Ausmaß der Gefahr vor Augen geführt, die mal von rechts, mal von links und zunehmend auch von muslimischen Antisemiten ausgeht.

Steinke beginnt seine Ausführungen mit dem ersten tödlichen Attentat auf einen Vertreter der deutschen Juden nach 1945, dem Mord an dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Erlangens, Shlomo Lewin, und seiner Frau Frida Poeschke, die 1980 von einem Rechtsextremisten erschossen wurden. Doch Steinke erinnert daran, dass antisemitische Gewalt keineswegs nur ein Problem von rechts ist. Ausführlich thematisiert er den linken Terror der 1970er Jahre, der sich auch als Kritik an der Politik Israels gerierte. Ebenso detailliert zeigt er, dass diese Rechtfertigung in den letzten Jahren eine Aktualisierung durch muslimische Täter erfährt und – wie etwa 2014 beim Anschlag auf die Wuppertaler Synagoge durch drei Palästinenser – von den Strafverfolgungsbehörden als legitim erachtet wird.

Stets werden die Schilderungen antisemitischer Gewalt begleitet von der Frage: Wo sind der deutsche Staat und seine Institutionen bei der Verfolgung dieser Straftaten? Steinke zeigt, dass Polizei und Justiz die Gefahr allzu oft nicht ernst nehmen und nicht mit der gebotenen Konsequenz agieren. Stattdessen schreiben sie nicht selten den Opfern eine Mitschuld zu, suchen in deren Umfeld nach Verdächtigen, stellen Verfahren aus Mangel an Beweisen vorschnell ein oder sprechen milde Urteile, die eher ermutigen als abschrecken – und machen sich damit gewissermaßen mitschuldig.

Gleich zu Beginn des Buches stellt Steinke klar, dass sich dieses Problem nicht nur auf die jüdische Community beschränkt, sondern die meisten (ethnischen) Minderheiten betrifft. Er mahnt, dass gerade der Schutz von Minderheiten zu den wichtigsten Pflichten des

Staates zählt und die Gefahrenabwehr eine seiner Kernaufgaben ist. Die Sicherheit jüdischen Lebens liegt in der Verantwortung des Staates und nicht etwa bei den Betroffenen selbst. Dazu gehört neben dem permanenten Polizeischutz und der Bereitstellung technischer Sicherheitsmaßnahmen für jüdische Einrichtungen und ihre Vertreter auch, dass die Bedrohungen ernst genommen und Delikte verfolgt werden, damit überhaupt so etwas wie ein Vertrauen der jüdischen Bevölkerung in den deutschen Rechtsstaat und seine Aufrichtigkeit aufgebaut werden kann. Denn die Konsequenz dieser »systematischen Unterschätzung antisemitischer Vorfälle« (S. 102), so zeigt Steinke eindrücklich, ist eine entmutigte jüdische Community, die sich immer mehr in sich selbst zurückzieht.

Abschließend formuliert Steinke daher vier Forderungen, deren Umsetzung er als Mindestvoraussetzung für eine Zukunft jüdischen Lebens in Deutschland betrachtet, denn Auswanderung – auch das macht er klar – darf keine Alternative sein. Er fordert die schärfere Bestrafung von »hate crimes«, also von Straftaten, die sich gegen eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe richten; eine Justiz, die antisemitische Argumentationen der Täter entlarvt, anstatt sie zu übernehmen; die konsequente Entlassung von Rechtsextremen aus dem Polizeidienst und schließlich den umfassenden Schutz jüdischer Einrichtungen. Im Kampf gegen den virulenten Antisemitismus kann dies jedoch nur ein Anfang sein.

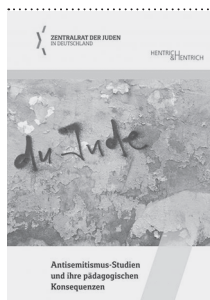
Abschließend präsentiert Steinke eine gemeinsam mit Felix Rauls akribisch recherchierte Chronik antisemitischer Gewalttaten in Deutschland seit 1945. Sie beschränkt sich ausschließlich auf dokumentierte Akte der Gewalt gegen Personen oder Sachen; Schmierereien oder andere Delikte wurden nicht erfasst. Die bis zum Januar 2020 zusammengetragenen Fälle füllen fast 100 des insgesamt 254 Seiten umfassenden Buches. Ergänzt wird diese Chronik durch zwei Karten in den Buchdeckeln, die die Dimension der Übergriffe in Deutschland respektive Berlin grafisch abbilden. Bedenkt man, dass ohnehin nur ein Bruchteil der Delikte gemeldet und erfasst wird, lässt sich eine schwindelerregend hohe Dunkelziffer erahnen.

Steinke liefert eine erschreckende Innenansicht jüdischer Lebensrealität in Deutschland, die nur allzu deutlich zeigt, dass es ein »angstfreies jüdisches Leben« (S. 131) auch nach 1945 nie gegeben hat und bis heute nicht gibt. Das Buch ist eine wichtige Analyse, die verstehen lässt, wie wenig selbstverständlich, wie fragil und bedroht jüdisches Leben in Deutschland nach wie vor ist und wie dringend die Abwehr des Terrors nicht nur für die jüdische Community, sondern für die deutsche Gesellschaft insgesamt ist, denn es steht nicht weniger als der »Charakter dieser Republik auf dem Spiel« (S. 133).

Andrea Kirchner

Fritz Bauer Institut

Antisemitismus in Schule und Internet



Zentralrat der Juden in Deutschland (Hrsg.)

*»Du Jude« – Antisemitismus-Studien und
ihre pädagogischen Konsequenzen*

Konzept und Redaktion: Doron Kiesel,
Thomas Eppenstein
Berlin, Leipzig: Hentrich & Hentrich,
2020, 271 S., € 22,90

Der vorliegende Band geht auf eine vom Zentralrat der Juden in Deutschland im September 2019 in Frankfurt am Main veranstaltete Tagung zurück. Er umfasst 25 Beiträge, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit der Geschichte und Aktualität des Antisemitismus, seinen Auswirkungen auf Betroffene und auf die demokratische Gesellschaft sowie den Bedingungen für eine erfolgreiche antisemitismuskritische Bildungsarbeit auseinandersetzen. Auch für Personen ohne direkten Bezug zur pädagogischen Arbeit lohnt die Lektüre. Die Beiträge stellen aus historischer, erziehungswissenschaftlicher und soziologischer Sicht Alltagserfahrungen und Analysen vor, die die zunehmenden antisemitischen Vorfälle in der Schule nicht als »plötzlich« auftretende »jugendliche Provokationen« verharmlosen, sondern als Ausdruck einer langen Tradition antisemitischer Einstellungen begreifen (zum Beispiel Yael Kupferberg, S. 44; Stefanie Schüler-Springorum, S. 98 und 93 ff.).

Mit der Feststellung, dass »dem Antisemitismus schwer beizukommen ist«, da er »facettenreich und auch in dynamisch sich wandelnder Form auftritt«, leiten die Herausgeber Doron Kiesel und Thomas Eppenstein den Band ein (S. 11). Die folgenden vier Kapitel beleuchten die unterschiedlichen Formen und Funktionen des Antisemitismus und liefern Impulse und Anregungen, wie ihm »beizukommen« sei (zum Beispiel Christiane Thompson in ihrem Beitrag »Erziehung nach Auschwitz – Erziehung nach den Antisemitismus-Studien«, S. 84 ff.).

Julia Bernstein und Florian Diddens geben intensive Einblicke in ihre soziologisch-qualitative Studie über die Erfahrungen jüdischer Schülerinnen und Schüler, ihrer Eltern und jüdischen Lehrkräfte mit Antisemitismus. Dem werden die Wahrnehmungs- und Handlungsmuster nichtjüdischer Lehrkräfte gegenübergestellt. Die Erfahrungen jüdischer Schüler zeigen dabei, wie massiv sie mit antisemitischen Einstellungen konfrontiert sind, die von traditionellen Motiven über Verharmlosungen der Shoah bis hin zu antisemitischer Israelkritik reichen. Im Kontrast dazu fällt auf, dass viele Lehrkräfte antisemitische Äußerungen »als harmlose Streiche«

oder als »nicht ernst gemeint« verkennen (S. 140), sie als »normale Konflikte unter Kindern und Jugendlichen« fehldeuten (S. 143) oder sie anderen Gruppen wie muslimischen Schülerinnen und Schülern anlasten, sodass sie das Problem eher noch befördern als ihm begegnen. Der Beitrag zeigt sehr deutlich, dass Lehrkräfte dringend unterstützt werden müssen, die Perspektiven von jüdischen Schülerinnen und Schülern einzunehmen, um adäquat auf antisemitische Äußerungen und Handlungen reagieren zu können. Dieser Bedarf wird im Beitrag von Marina Chernivsky und Friederike Lorenz weiter differenziert und untermauert. Sie verweisen neben der bereits erwähnten »Perspektivendivergenz« auch auf eine Neigung zur »Historisierung« und »Distanzierung«, die den Antisemitismus als etwas Vergangenes betrachtet oder dazu führt, unbequemen Hinweisen auf antisemitische Vorkommnisse nicht nachzugehen (S. 154 f.). Sie konstatieren überdies eine große Unsicherheit bei den Lehrkräften, insbesondere den sekundären Antisemitismus und antisemitische Israelkritik zu erkennen, und sehen darin eine Ursache für den häufig unzureichenden Umgang mit entsprechenden Vorfällen in der Schule (S. 164 f.).

Monika Schwarz-Friesel untersuchte zwischen 2007 und 2018 Kommunikationen im Internet und kam zu dem Ergebnis, dass antisemitische Kommentare online massiv (teilweise um das Vierfache) zugenommen haben. Dabei konstatiert sie eine Radikalisierung der Sprache (S. 182), die gerade durch die Wirkungskraft des Internets und die oft ausbleibende Intervention zu einer gefährlichen »Normalisierung von Judenhass« (S. 176) beiträgt. Matthias Becker thematisiert an vielen Beispielen die Korrelation zwischen Hassrede im Internet und physischer Gewalt (S. 187 ff.) und wirbt dafür, den sich verstärkenden Antisemitismus im Internet auch mit interdisziplinären Methoden zu analysieren (S. 195 f.). Gerade weil das Internet eine zentrale Bedeutung für junge Menschen hat, plädiert er dafür, »Phänomene im Netz« in der Bildungsarbeit stärker zu berücksichtigen (S. 184).

Mit sieben praxisorientierten Beiträgen konzentriert sich das vierte Kapitel auf die Frage, wie Antisemitismen dekonstruiert werden können. Neben pädagogischen und didaktischen Anregungen wird an Fallbeispielen demonstriert, wie und warum eine pädagogische Intervention häufig misslingt.

Insgesamt bietet der Tagungsband eine komprimierte Zusammenfassung aktueller Forschungsaspekte und spiegelt anschaulich, bisweilen schmerzlich, die Leerstellen in der schulischen Praxis. Er gibt viele gute Impulse und Anregungen, diese zu füllen. Ergänzend dazu wäre die Darstellung von konkreten Beispielen erfolgreicher Reaktion und Intervention für die antisemitismuskritische Bildungsarbeit von zusätzlichem Gewinn.

Nadine Docktor
Fritz Bauer Institut